



38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 25. Januar 1902 * Nr. 17.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



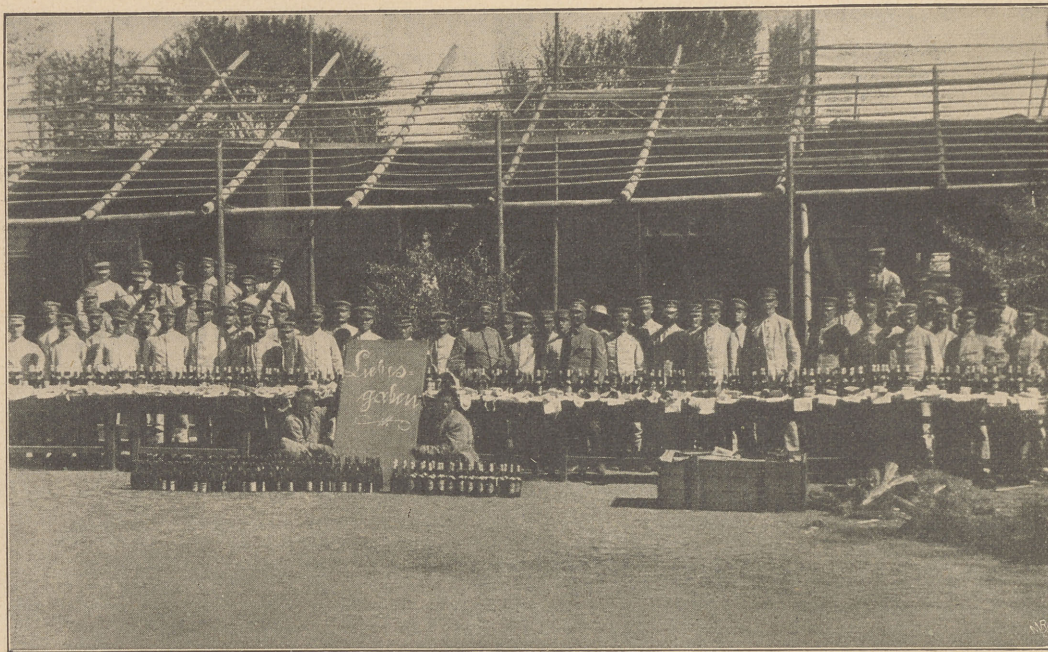
Graf v. Wolff-Metternich, deutscher Botschafter in London. Aufnahme von J. Thiele, Hamburg.

Graf v. Wolff-Metternich, der deutsche Botschafter in London. Angesichts der durch die Chamberlainsche Politik und Redebereitschaft immer größer gewordenen Spannung zwischen der öffentlichen Meinung in Deutschland und England, die jetzt sogar schon wiederholt zu Auslassungen des deutschen Reichskanzlers geführt hat, erscheint unser Botschafter auf dem Londoner Posten, Graf von Wolff-Metternich, als eine um so wichtigere Persönlichkeit. Der Graf hat jetzt die beste Gelegenheit, zu beweisen, daß er den schwierigen Verhältnissen gewachsen ist, die sein verantwortungsreiches Amt zur Zeit besonders erschweren, und daß das kaiserliche Vertrauen, das ihn auf den Londoner Posten berief, voll berechtigt war.

Ankunft von Liebesgaben in China. Auch in der vergangenen Weihnachtszeit sind wieder Liebesgaben in reicher Zahl für unsere

Soldaten in China eingetroffen, die dort noch auf Kaisers Befehl als Besatzungstruppen zurückgeblieben sind. Mit heller

Die Pekinger Boxerfahne im Marinemuseum zu Kiel. Am 11. Januar fand bei der Verteilung der deutschen Gesandtschaft in Peking eroberten chinesischen Fahne statt. Graf von Soden, der Kommandeur der tapferen deutschen Gesandtschaftswache, führte die Fahnenkompanie und übergab die Trophäe dem Admiral v. Köster, der sie im Namen des Kaisers an den Inspektur der Marine, Vizeadmiral von Arnim zur Ueberweisung an das Marinemuseum übergab. Der Feier wohnten u. a. der Inspektur der Marine-Infanterie General-Major v. Höpfner, General-Lieutenant Freiherr v. Maltzahn, sowie zahlreiche Offiziere und Deputationen der Schiffe und Truppenteile bei. Die Fahne selbst trug der Unteroffizier Horn, der damals die Trophäe dem Feind entriß; außer den beiden genannten Tapferen zeigt unser Bild bei dem ruh-



Verteilung von Liebesgaben bei der 5. Komp. des 3. Ostasiat. Inf.-Rgts in Lang-Tsang.

Freude und herzlichem Dank sind diese Beweise treuen Gedankens und wohlwollender Gesinnung aus der deutschen Heimat von den Besetzten aufgenommen worden, denen so wenigstens ein kleiner Ersatz für das schöne Weihnachtsfest geboten wurde, von dem sie im fernen Ostasien sonst nicht viel gemerkt haben.

* * *



Unteroffizier Horn.

Sergt. Danz.

Optm. Graf v. Soden.

Die bei der Erstürmung der Gesandtschaft in Peking eroberte Boxerfahne bei ihrer Ueberbringung in das Marinemuseum in Kiel.

Aufnahme aus dem Meißner Schaul, Hamburg.



Geh. Rat Prof. Dr. Frhr. v. Fritsch, Präsident der Akademie der Naturforscher in Halle, anlässlich ihres 200-jährigen Bestehens.

vollen Zeichen deutscher Unverzagtheit und heldenhaften Mutes noch den Sergeanten Dank von der damaligen Gesandtschaftsmache, der sich gleichfalls in jenen furchtbaren Tagen besonders ausgezeichnet hat.

Zum 250-jährigen Bestehen der Naturforscher-Akademie in Halle.

Wir bringen das Bild des Geh. Rats Prof. Dr. Frhr. v. Fritsch, des Präsidenten der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher in Halle a./S., die jetzt auf ein 250-jähriges Bestehen zurückblicken konnte und sich rühmen kann, die älteste deutsche Akademie zu sein, die wir haben. Sie wurde am 1. Januar 1652, zunächst als ganz private Gesellschaft, nach dem Muster der italienischen Akademien von den Ärzten Bausch, Fehr, Mezger und Wohlfarth in Schweinfurt gegründet mit der im ersten der 15 Artikel ihrer Satzungen aufgestellten hohen Aufgabe: „Die Ehre Gottes, weitere Aufklärung im Gebiete der Heilkunde und der daraus hervorgehende Nutzen für die Mitmenschen sei das Ziel und die einzige Richtschnur.“ Der jetzige Leiter der altherwürdigen Akademie, Geheimer Rat Professor Dr. Freiherr von Fritsch, ist als verdienter Geolog und Forschungsreisender bekannt. Er ist 1833 geboren und entstammt einer altangesehenen Thüringer Adelsfamilie, die dem weimariischen Staate mehrere Minister gegeben hat, darunter auch den bekannten Staatsminister und Vorgesetzten Goethes im Geheimen Konfiliun, Jakob Friedrich Frhr. v. Fritsch, in dessen Stellung Goethe 15 Jahre nach dessen Tode (1815) selbst einrückte.

Dr. Heinrich Kruse †. Der namentlich dem älteren Geschlecht unter den Mitlebenden als erfolgreicher Dramatiker wohlbekannte Schriftsteller und Publizist Dr. Heinrich Kruse ist im hohen Alter von 86 Jahren in seinem stillen Ruhefisch in Bückeburg am 13. Januar gestorben. Der Heimgangene war auch als langjähriger Leiter der „Kölnischen Zeitung“ in weiten Kreisen bekannt gewesen. Seine Dramen, in denen er eine sichere, wirkungsvolle Technik und scharfe Charakteristik der Personen mit echter dichterischer Kraft verband, wurden f. Zt. viel aufgeführt. Mit seinem Bühnen-Erstlingswerk „Die Gräfin“ erhielt Kruse sogar 1868 einen Schillerpreis. Von weiteren Werken des Dichters nennen wir u. a.: „Willenweber“, „König Erich“, „Moriz

von Sachsen“, „Brutus“, „Marino Faliero“ und die „Seegeeschichten“, stimmungsvolle Schilderungen aus seiner Heimatstadt Stralsund und seiner dort empfangenen Jugendeindrücke.

Der wegen Hochverrats in London angeklagte Dr. Krause. Allgemeine Teilnahme bezeugt man in Deutschland an dem Schicksal des frühern Ersten Staatsanwalts in Johannesburg, Dr. Krause, gegen

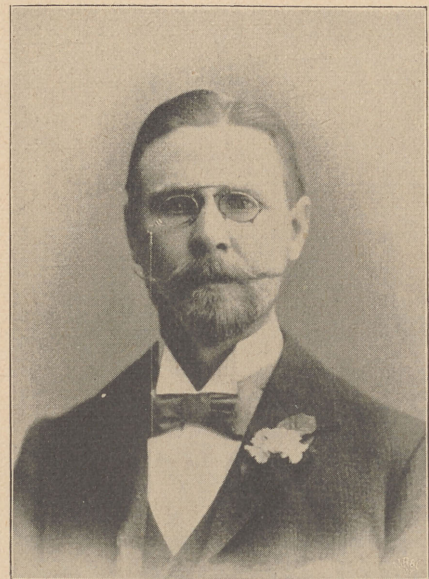


Dr. Heinrich Kruse, Dramatiker und hervorragender Publizist †

den z. Zt. der Prozeß wegen Hochverrats in London geführt wird. Da man mit einem seiner angeblichen „Mitschuldigen“ kurzen Prozeß gemacht und ihn standrechtlich hat erschießen lassen, so steht also auch für Dr. Krause das Gruseligste auf dem Spiel. Um so bewundernswerter erscheint daher der Mut und der Patriotismus dieses Mannes, der jetzt freiwillig aus Deutschland, wo er zu Besuch war, nach London gegangen ist und sich dem Gericht gestellt hat, trotzdem deutsche Burenfreunde eine hohe Summe zur Kaution für ihn bereit stellen und ihn hier in Sicherheit halten wollten. Dr. Krause,

der sich keiner Schuld bewußt ist, hat im Vertrauen auf sein gutes Recht und die Billigkeit der Richter, dankend diese Hilfe abgelehnt mit der Begründung, daß er nicht durch ein Fernbleiben den, seine Landsleute schädigenden Verdacht der Inklage bestärken wolle. Möge dem wackern Mann dies Vertrauen auf Recht und Gerechtigkeit nicht ebenso schmählich getäuscht werden, wie seinem armen Volke! Er hat jedenfalls schlimme Feinde unter den Chamberlainschen Gefinnungsgeoffen und Helfershelfern, die es jetzt versuchen möchten, ihn dafür zu strafen, daß er in seiner amtlichen Eigenschaft als transvaalscher Staatsanwalt in Johannesburg manchem verdächtigen Ausländer im Goldbistritz vom Schlage des berüchtigten Mr. Jameson scharf auf die Finger gesehen hat.

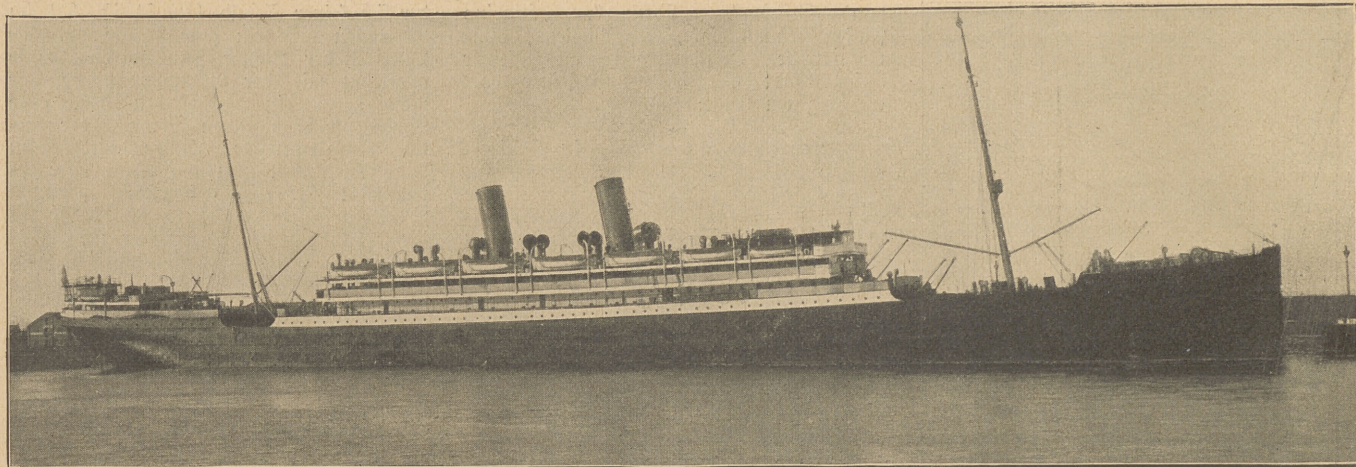
Das Blindenheim für die Provinz Posen in Bromberg. Der Verein zur Fürsorge für die Blinden der Provinz Posen hat die Aufgabe, den aus der Provinzial-



Dr. Krause, früherer Erster Staatsanwalt in Johannesburg, wegen Hochverrats in London angeklagt. Aufnahme der London Electrotpe Agency.



Das neue Blindenheim der Provinz Posen in Bromberg.



Die „Bremen“ in ihrer neuen Gestalt.

Blinden-Anstalt zu Bromberg als ausgebildet entlassenen Zöglingen behülflich zu sein, ihre in der Anstalt gewonnene Erwerbsfähigkeit zu verwerten, sie in der Not zu unterstützen, sowie auch älteren, noch nicht ausgebildeten Blinden der Provinz Posen Gelegenheit zur Ausbildung und Beschäftigung zu geben. Gelingt es nun auch dem stärkeren männlichen Zöglinge, sich durch eigene Kraft ehrlich und rechtfähig die notwendigen Lebensbedürfnisse zu erwerben, so ist dies bei dem weiblichen leider nicht möglich; der weibliche Blinde bedarf eines besonderen Schutzes, einer zweckdienlichen Fürsorge. Aus diesem Grunde hat es sich der Vorstand seit Jahren angelegen sein lassen, für letzteren eine geeignete Zufluchtsstätte zu schaffen. So ist in der Stadt Bromberg ein aus milden Beiträgen errichtetes, geräumiges und zweckentsprechend eingerichtetes „Blindenheim“ für die Provinz Posen gebaut und seinen Zwecken übergeben worden. Gegenwärtig zählt dasselbe 30 Insassinnen,



Das Promenadendeck.



Blick in den Speisesaal der 1. Kajüte.

Der wieder hergestellte Lloyd-Schnelldampfer „Bremen“, der bei dem Brand in Hoboken schwer beschädigt worden war.

während es nach und nach 45–50 Personen vollständige Unterkunft und Pflege gewähren soll. Um dieses Ziel zu erreichen, wird freilich noch manche mildthätige Beihilfe nötig sein.

* * *
Zur Wiederherstellung des Lloyd-Dampfers „Bremen“. Der bei dem Hafenbrand in New-York schwer beschädigte Schnelldampfer „Bremen“ ist nach vollständigem Umbau nunmehr wieder in den Dienst gestellt worden. Die Schiffseinrichtung ist bei dem Umbau noch wesentlich verbessert worden. Die 1. Kajüte ist in den Mittelschiffsaufbauten untergebracht und enthält 114 Schlafkammern für etwa 300 Passagiere. Neu ist das Kinderpeisezimmer mit 20 Plätzen. Die 2.



Gesellschaftszimmer.



Rauchsalon.

Innenausstattung der Kajüten auf dem wiederhergestellten Hohltdampfer „Bremen“, der durch den Brand in Hoboken schwer beschädigt war.

Kajüte ist zum Teil im hinteren Teil des Mitschiffshauses und in der hinteren Poop untergebracht. Für die Passagiere zweiter Klasse sind im ganzen 79 Kammern für 270 Passagiere, wovon besonders viele nur für zwei Personen, vorgesehen. Hinten in der Poop befindet sich ein großer Speisesaal mit Pianino, sowie ein Damen- und Rauchzimmer. Durch Verlängerung der Poop nach vorn zu ist zugleich ein größeres Promenadendeck für zweite Kajüte geschaffen worden. Die Passagiere der dritten Klasse werden zum Teil in Kammern von zwei bis sechs Personen, zum Teil in offenen Kojen, untergebracht. Im ganzen ist Platz für 2000 Zwischendeckspassagiere vorhanden. Die Größe des Schiffes nach dem Umbau beträgt ca. 11 600 Brutto-Registertonnen. Der Dampfer hat sich auf seiner ersten Fahrt von Swinemünde nach Bremerhaven vorzüglich bewährt; die Maschinen arbeiteten tadellos; die erreichte Geschwindigkeit betrug bei einer Maschinenleistung von etwa 8100 indizierten Pferdekräften etwa 16 Seemeilen in der Stunde.

Prof. Wilhelm von Herz. Mit dem am 7. Januar verstorbenen Dichter und Litterarhistoriker Prof. Wilhelm von Herz ist einer der noch wenigen Überlebenden aus jener schöngeistigen Tafelrunde dahingegangen, die sich einst um den kunstliebenden Bayernkönig Maximilian II. geschart hatte. Wilhelm Herz, dem der Adel erst später verliehen worden

ist, war am 24. September 1835 zu Stuttgart geboren worden. Ursprünglich Landwirt, wandte er sich 1855 dem Studium der romanischen und germanischen Sprachen und Literatur zu, zunächst in seiner Heimatuniversität Tübingen, später in Würzburg und München. Ein noch dreißigjähriger Student fand der hochbegabte und schönheitsbegeisterte Dichter Aufnahme in den literarischen Kreis, dem u. a. Geibel, Dingeldey und Bodenstedt angehörten. Zum erstenmal trat er 1859 mit einem Bändchen feurig empfundener, formvollendeter Gedichte vor die Öffentlichkeit, die bald die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. 1860 brachte Herz dann auf wissenschaftlichen Reisen in England und Frankreich zu und zwei Jahre später ließ er sich als Dozent für germanische Altertumskunde in München nieder. 1869 wurde er außerordentlicher und 1876 ordentlicher Professor des Deutschen an der technischen Hochschule in München. Die Hauptarbeit Herz's liegt auf dem Gebiete der romanisch-germanischen Sagenstoffe, deren große mittelalterliche Rittersagen er in modernen Bearbeitungen in deutscher Sprache dem Verständnis und dem Geschmack unserer Zeit nahe zu bringen verstand. In eingehendster Kenntnis jener alten Zeiten und ihrer literarischen Ausdrucksformen wußte er die Originale aus dem Altfranzösischen, Provenzalischen und Mittelhochdeutschen meisterhaft in unsere moderne Sprache zu übertragen, ohne ihrer Eigenart und Feinheit Einbuße zu



Der Dichter und Litterarhistoriker
Prof. Wilhelm von Herz.

thun. So verdanken wir ihm u. a. die wertvollen Bearbeitungen des „Rolandsliedes“, des anmutigen, zartpoetischen provenzalischen Märchens von „Aucassin und Nicolette“, des psychologisch reizvollen Epos „Tristan und Isolde“ nach dem altfranzösischen Text des Troubadours Thomas und der mittelhochdeutschen freien Nachdichtung des Gottfrieds von Straßburgs, sowie des mittelalterlichen deutschen Volksbuchs „Heinrich von Schwaben“ und einer Rekonstruktion des abenteuerlichen Heldengedichts „Eugdietrichs Brautfahrt“, dessen hinterlassene dürftige Bruchstücke er mit echt dichterischer Kraft zu einem neuen lebendigen Ganzen zusammenfügte. Daneben war Wilhelm v. Herz auch der Verfasser einer größeren Zahl wissenschaftlicher Werke über die poetischen Stoffe jener Litteraturperioden.

* * *

Ein nordamerikanischer Schneepflug. Unser Bild zeigt einen Schneepflug bei der Arbeit auf einer Bahnstrecke in den nordamerikanischen Felsengebirgen. Die Geleise sind durch einen jener furchtbaren Schneestürme, die unter dem Namen „Wizards“ bekannt sind, mannshoch zuge Schneit, und der Pflug, der aus einer besonders stark gebauten Lokomotive mit einem dreieckigen Wegräumer unten am Vorderteil besteht, arbeitet sich qualmend und prustend vorwärts, einen gewaltigen, mehrere Meter hohen Schneewall zur Seite aufstürmend.



Ein Schneepflug bei der Arbeit auf einer Bahnstrecke in den Rocky Mountains Nordamerikas.

Frauen = Daheim.

Heimatland und Jugendland,
Das man sich ins Herz geschaut,

Jeder Zug daran vertraut,
Wie an theurer Frauenhand!



Die Porträtmalerin Tini Rupprecht.

(Mit Selbstnis.)

Auf dem Gebiet der Porträtmalerei weist die Gegenwart eine Anzahl von Malerinnen auf, die zu den Rierden dieses Kunstzweiges zählen. Die Fähigkeit, den Menschen wahr wiederzugeben, beruht auf kraftvollem Wirklichkeitsinn, sicherer Binseführung des Künstlers. Gerade das Vorhandensein dieser Gaben unter den malenden Frauen beweist ihr Anrecht auf ein Streben nach Bollgültigkeit neben den männlichen Kollegen. Wie jedes Spezialfeld künstlerischer Bethätigung, gestattet auch die Porträtmalerei die größte Mannigfaltigkeit der Darstellungsweise. Es werden auch hier die ausgesprochenen Realisten oder Idealisten, die Psychologen oder Dekorativen Raum für persönlichen Ausdruck finden. Es wird sich auch hier für die weiblichen Porträtisten die Thatsache bestätigen, daß, unbewußt mit der Biographie des Modells, die Autobiographie des Künstlers gegeben wird. Neben konsequente Realistinnen, wie Therese Schwarze, Berta Wegmann und Wilma Parlagh, neben die seelische Art Dora Sit' und Julie Wolfsthorns stellt sich die Künstlerpersönlichkeit der Münchener Malerin Tini Rupprecht als die der schönheitsfrohen, weltfrohen Frau. Die Wurzeln ihrer Kunst wurden aus dem Nährboden der Klassiker der englischen Porträtmalerei des achtzehnten Jahrhunderts gespeist. Ausgehend von dem geistreichen Altmeisterstille Venbachs, hat ihre Natur mehr und mehr zu der feinen Vornehmheit, der Grazie und Eleganz Reynolds und Gainsboroughs geneigt. Ihrem Ideal ent-

spricht ihre Vorliebe für weibliche Modelle, für schöne, feine Frauen, zärtliche Mütter mit reizenden Kindern. Daher zieht sie auch den gehauchten, zarteren Ton des Pastells der festeren Ölfarbe vor und hat dieses Material in ihrer Technik mit Meisterchaft behandelt. Den verschiedensten Frauenweisen ist sie gerecht geworden, den holdseligen Töchtern des Bayernherzogs Karl Theodor, der verträumten Schönheit der Kronprinzessin von Rumänien, jedem weiblichen Genre, das in irgend einer Form Wohlgefallen hervorruft. Die schwierige Frage des Kostüms weiß Tini Rupprecht mit besonderem Geschma zu lösen. Sie erhöht den Reiz ihrer Modelle durch eine Art künstlerischer Kleidung, in der griechische, orientalische, französische, englische Trachten anklingen. Fern von allen beengenden Fesseln der Modernität versteht sie das Farben- und Formenpiel der Persönlichkeiten in das vorteilhafteste Licht zu setzen. Leise Töne der Gesamtwirkung liebt sie durch diesen oder jenen volleren Einzelton zu heben. Ihr Kolorismus ist nie aufdringlich, er gewährt den Reiz feindustender Blumen.

Die strenge Schulung der Künstlerin, die ihre Werke nach zeichnerischer und malerischer Seite verraten, ist ihr um so höher anzurechnen, als sie sich aus einem verwöhnten Gesellschaftsleben heraus entwickeln mußte. In dem Hause ihres Vaters, eines berühmten Chirurgen, der die Liebe zur Kunst in seiner Seele trug, wuchs sie auf. Trotz aller Ansprüche der Geselligkeit, die auf das temperamentvolle, interessante Mädchen einstürmten, ist sie dem Drange ihrer Talentes gefolgt. Früh hatte sie schon die Beschäftigung mit dem Zeichenstift allen kindlichen Spielen vorgezogen. Nach gutem Privatunterricht wies der ihrem Hause eng befreundete Venbach ihr künstlerisch die Wege. Er lenkte sie auf die großen, englischen Vorbilder hin, und ein wiederholter Studienaufenthalt in England hat ihrer Begabung das endgültige Gepräge verliehen. Heut' auf der Höhe ihres Ruhmes klingt immer noch etwas wie ein schmerzlicher Seufzer in Toni Rupprechts Seele, daß sie allzuviel kostbare Zeit verträumte. Sie hat jedoch das ihr anvertraute, göttliche Pfand durchaus nicht mißbraucht, vielmehr darf sie mit voller Genugthuung auf ihre glänzende Laufbahn zurückblicken. Ihre Kollektiv-Ausstellung im Jahre 1900 im Münchener Glaspalast wurde zur Offenbarung ihres großen, originellen Künstlerstums, und seitdem zählt Tini Rupprecht zu den meistbeschäftigten Porträtistinnen. Trotz des Beispiels ihrer bildschönen Schwester, der Baronin Winpffen, hat es Tini Rupprecht vorgezogen, sich nicht zu vermählen, ihrer Kunst noch ein ganzes Herz zu bewahren. Sie verdient ein eigenes Piedestal unter den malenden Frauen der Gegenwart,



Vorlagenwerke.

Der zehnte Jahrgang der „Liebhaber-Künste“, Zeitschrift für häusliche Kunst, Verlag von Rudolf Oldenbourg, München, liegt in vier kräftig und geschmackvoll broschiierten Quartalheften vor uns. Der Überblick über die Jahresarbeit eines solchen kunstgewerblichen Vorlagenblattes ist jetzt bei all dem neuen Leben auf dem Gebiet der angewandten Kunst ungemein interessant. Unser Blatt beschränkt sich seinem Namen gemäß darauf, ein Wegweiser und Vorlagenchatz für die Liebhaber, die Dilettanten zu sein. Doppelt wertvoll ist nun der Eindruck, daß es dieselben ernsthaft nimmt, sie ernsthaft zu unterrichten, heranzuheben, zu gründlichen Studien, feinem Geschma, ernstem Streben anzuregen sucht. Mitarbeiter, wie Schwindrazheim in Hamburg, der Verfasser der „Kunst fürs Volk“, eines tüchtigen, vollstündlichen Vorlagenwerks, Paul Bürc in Darmstadt, Hans Schlicht in Dresden, Patriz Huber in Darmstadt, Lina Burger-Üblich bei Leipzig u. a. bürgen für die Gediegenheit des Gebotenen. Was für Art Vorlagen der Jahrgang bietet? Verzierungsarbeiten zu allerhand praktischen, wirklichen Gebrauchsgegenständen, in erster Linie: Möbel und Hausrat aller Art, Buch- und Mappendeckel, Bücherzeichen, Rahmenverzierungen in Gouache- und Brandtechnik, Aufnahmuster zu Thür- und Fensterbehängen, aber auch Vorbilder zu einfach belehrenden Übungszeichnungen, Studien aller Art zum Nachstudieren im fleißigen Kopieren. — Ganz vorzüglich sind die belehrenden Aufsätze, die den Dilettanten wohl langsam zum Künstler zu bilden vermögen. Wir nennen: „Ein Lehrgang der Perspektive“ von Ingenieur Trotrop in Mannheim, „Kunst und Kunstgewerbe“ von Professor Lipp, „Die Stickerei im kirchlichen Dienste“, „Spaziergänge eines Ornamentikers“, „Meine Bücher“, „Gravieren und Treiben von Zinn“, „Ornament und ungeschmückte Fläche“,



und zwei Sockelfiguren müssen ihm beigegeben werden: der Geist und die Grazie. Zarno Jessen.

„Kunstformen der Natur“ v. C. Einer der reizvollsten Artikel in dem Jahrgang ist die Plauderei unserer Mitarbeiterin Johanna Beckmann über ihre Silhouettenschneiderei. Ihm folgt in Heft 10 u. 12 des laufenden Jahrgangs (1901) eine Plauderei derselben Künstlerin: „Aus meinem



Leben", die wir unseren Leserinnen speziell empfehlen möchten. Die unserer Nummer beigelegten Silhouetten sind ihm entnommen. Er erzählt den Ausbildung- und Werdegang einer unserer fleißigsten Kunstgewerbetlerinnen in fesselnder, natürlich-reizvoller Weise zu Kunst und Frommen aller, die es ihr im tüchtigen Lernen nachthun wollen.

Frauenbüchertisch.

Spaziergänge ins Alltagsleben. Plaudereien von Tony Schuhmacher. Stuttgart und Leipzig 1902; Deutsche Verlagsanstalt. Wer die ansprechende Familienchronik: „Was ich als Kind erlebt“ mit ihren reizenden Schilderungen häuslichen Lebens und glücklicher lebenswürdiger Familienfreizeite gelesen, wird der beliebten Verfasserin gewiß auch gern auf ihren Spaziergängen ins Alltagsleben folgen. Zeigt sie uns hier auch nicht bedeutende Menschen und große Zeitereignisse, sondern zumeist kleine Dinge, Durchschnittsmenschen, Alltagsgeheimnisse, so weiß sie das Geschilderte doch mit einer so stimmungsvollen Atmosphäre zu umgeben, in so eigenartige Beleuchtung zu rücken, daß das Allbekannte neue Farben und Formen anzunehmen scheint, uns anregend, interessant, überraschend dünkt. In den hier zu einem Band vereinigten Aufsätzen, welche sie bescheiden nur Plaudereien nennt, geht die Verfasserin auf alle möglichen Verhältnisse und Vorkommnisse des Alltagslebens ein, sachlich und praktisch, mit feiner Beobachtungsgabe, mit viel Welt-, Menschen- und Sachkenntnis, mit Rat und Tat, viel Herzenswärme und Nächstenliebe, tröstlich und hilfreich. Dieses Buch enthält nicht Unterhaltungsstoff im gewöhnlichen Sinne, sondern es ist eine ernste, zum Nachdenken auffordernde, Geist und Gemüt anregende Lektüre.

Erzählungen eines Dorfpredigers. Bilder und Skizzen vom Lande von E. A. Feddersen. Zweites Tausend. Hanau, Verlag von Claus & Feddersen; 1900. Erzählungen, deren Schauplatz eine abgelegene, wenig bekannte Gegend ist, deren handelnde Personen das Gepräge des Ungewöhnlichen tragen, üben schon an und für sich einen besonderen Reiz auf den Leser aus. Um so mehr ist dies der Fall, wenn solchen Schilderungen auch wirklich poetischer und künstlerischer Wert innezuwohnt, wie es bei den vorliegenden nordfriesischen Bildern und Skizzen der Fall ist. Wenn Gestalten wie „Ebe in der Ferne“, „Vater Kees“, „Diogenes auf dem Lande“, „Voy Spuit“, der „Dorfprediger“ u. a. wohl auch nicht

typisch für den nordfriesischen Bauernstand, sondern eigentlich mehr eine Auslese von besonders wunderlichen Originalen unter ihm sein mögen, so geben sie doch ein ungefähres Bild der Bevölkerung, der Herde, welche der Verfasser, der ehrwürdige, fromme, treue Seelenhirt zu weiden hat.

Und wie die Leute so ist auch das Land; die Natur eigenartig, frisch, urwüchsig, oft tief poetisch und sinnig, wie in dem alten Pastoratsgarten geschildert, der schon Generationen von Predigerfamilien gesehen hat, neben jungen duftenden Büschen und Beeten, uralte Pappeln und Kastanien enthält, die verschollene Amtsvorgänger des Verfassers gepflanzt haben. Zwischen die Prosastücken sind Gedichte eingestreut, kleine Idyllen, etwas altmodisch, etwas wehmützig, wie Lächeln unter Thränen, Heimatliebe, Waldes- und Meeresrauschen, Kindheit-, Jugenderinnerungen klingen aus den kunstlosen Versen. Das kleine Buch in seiner Schlichtheit und Anspruchslosigkeit bei lebenswürdigem Inhalt wird sich unter seinen Lesern Freunde erwerben, besonders solche, welche Sinn für Natur- und Volksleben haben.

Schleiergedicht.

Die jungfräuliche Erde lag
In Nebelschleier eingehüllt,
Da kam der werdende junge Tag,
Und küßte sie strahlend und liebesfüllt.
Und, sieh, im warmen Sonnenschein
Der Nebelschleier langsam wich,
Und wonnig lag die Erde ein
Das süße Wort: „Ich liebe Dich!“ —
So ward der Schleier zum Symbol
Für jede Braut am Hochzeitstag, —
Es zittert auch darunter wohl
So mancher bange Herzensschlag.
— Doch wenn des Schleiers Hülle sinkt,
Dann jubelt laut und minniglich
Im Herzen ihr ein Wort, das klingt:
„Ich liebe Dich! — Ich liebe Dich!“ —
Daß einen Zaßsman Dir sein
Den Schleier drum zu jeder Frist,
Hüll' sorgsam alles in ihn ein,
Was nicht für fremde Augen ist,
Nur Deinem Gatten bleibe frei
Dein Herz, wie ein geöffnetes Buch. —
Daß Eurem Haus stets ferne sei
Des bösen Geistes Gift und Fluch. —
Dann hält des Schleiers duft'ger Hauch
In seinen Falten stets Dein Glück,
Und schirmt Dich und schmückt Dich auch
Bis zu dem letzten Augenblick. —
Nimm hin aus treuer Schwesterhand
Zum Myrtenkranz nun seine Fier,
Als bräutlich schönstes Festgewand.
Und Gottes Segen sei mit Dir! —

Franz Mahler.

Der Schnellbrater

ist in seiner Art ein ganz vortreffliches Küchen-gerät, doch erwarte man von ihm bezüglich der Herstellung von Braten nicht das, was er mit seinem Namen verspricht. Die Speisen werden im „Schnellbrater“ nicht früher gar, wie in jedem anderen verschlossenen Geschirr. Der Vorteil liegt einzig nur in dem doppelten Boden und der Asbestzwischenlage, die ein Anbrennen nicht so leicht zuläßt, auf der anderen Seite aber auch dem rationellen schnellen Anbraten hinderlich ist. Nach meiner Erfahrung ist der Schnellbrater in allen den

Fällen von Vorteil, wo ein langames Garwerden bei wenig Hitze erwünscht ist, so beim Kochen von Gemüse, welches leicht anbrennt oder überläuft, wie Reis, Grapchen, Nudeln, Macaroni und allen Milchbreien. Als Bratpfanne lasse ich ihn bei alten Hasen und Hirschwild, unbedingt aber bei einer Gans gelten, vorausgesetzt, daß in letzterem Falle nach zwei Stunden der Deckel entfernt wird, um sie zu bräunen. Ganz vorzüglich eignet sich der Schnellbrater zum Schinkenfischen und zur Herstellung aller Milchgerichte, wie Frischstew und Pichelsteiner Fleisch. Et. Böttner.

Mode.

Noch immer begünstigt die Mode die weißen Reiber, sowohl auf Capote wie auf runden Hüten. Leider verlieren sie bald ihre schöne Weiße. Ich empfehle, sie auf folgende Weise selbst zu reinigen. Man wäscht den schmutzig gewordenen Reiber in lauwarmem Seifenwasser, spült ihn, läßt ihn nur halb trocken und reibt ihn dann mit Mehl trocken. So behandelt, wird er wie neu, will man ihn gelb färben, thut man in das Spülwasser ein ganz wenig Safran. S. S.

Für die Küche.

Österreichische Backrezepte.

Stärketorte. 10 Eidotter werden mit $\frac{1}{2}$ Pfd. Zucker eine Stunde gerührt. Dann wird Saft und Schale einer Zitrone hinzu gegeben und gut verrührt. Der feste Schnee von 8 Eiweiß wird zugleich mit 160 g recht trockener und feiner Kartoffelfstärke leicht darunter gerührt. Man füllt die Torte nach dem Baden mit verriebenen Marmeladen füllen.

Kartoffelaufguss. Rühre $\frac{1}{2}$ Pfd. Butter ab, verühre damit 125 g Zucker, 7 Eidotter und einen Teller voll gefochter geriebener Kartoffel, mische den Schnee von 6 Eiweiß hinzu, gib alles in eine Form und bade den Aufguss langsam in der Röhre.

Salzburger Nockerln. Treibe $\frac{1}{2}$ Pfd. Butter ab, schlage 12 Dotter dazu, verühre es sehr gut, mische 1 Löffel Mehl, 1 Löffel Zucker mit dem Schnee der 12 Eier, und lasse es langsam in einer Mehlpeisform backen. Beim Anrichten werden mit dem Weiß kleine Klößchen davon herausgehoben und mit Vanillecreme übergoßen.

Aurelie.

Purée von weißen Rüben. (6 Personen, Zubereitungszeit 1 $\frac{1}{2}$ Stunden.) 1 $\frac{1}{2}$ kg weiße Rüben werden geschält, in nicht zu kleine Stücke geschnitten, in Wasser weich gekocht, abgeseigt und durch ein Sieb gerührt. Von eigroß Butter und einem Eßlöffel Mehl macht man eine helle Mehlschwitze, gibt das Rübenpurée hinein, kocht und pfeffert, fügt auch $\frac{1}{2}$ Theelöffel feinen Zucker und 2-3 Eßlöffel süße Sahne dazu und rührt das Gemüse über gelindem Feuer heiß, schmeckt noch nach Salz ab, würzt mit $\frac{1}{2}$ Theelöffel Maggibwürze und richtet auf einer runden Schüssel an. Rund herum legt man kleine, zierlich zugestutzte goldbraun gebratene Kalbskostletten. v. Bg.

Fragen.

28) Kennt eine Leserin Schneiders verbesserte amerikanische Union-Waschmaschine und kann sie mir diese oder eine andere wirklich empfehlen? Western Dank!

29) Ich möchte mich im Ausbessern von Wäsche und Kleidungsstücken verbellkommen. Kann mir jemand ein Lehrbuch darüber, das nebenbei auch als Leitfaden für sonstige Hand- und Maschinenarbeiten dient, empfehlen? Frau v. Wellzien, Giskrow i. M.

30) Wie heißt der Verfasser der Farbe-Seife, welche im Frauenbadheim Nr. 52 (voriger Jahrgang) zum Färben der Kleider empfohlen wird? Western Dank im voraus von einer langjährig treuen Abonnentin.

Auskunft.

F. 18. (E. A. in L.) Alte Binnfächer, gleichviel welcher Art, ob Schüssel oder Teller, sind im Augenblick von Sammlern sehr gesucht, und werden gut bezahlt. Es empfiehlt sich daher, dieselben einem Antiquitätenhändler oder auch Privatleuten anzubieten, die dergleichen sammeln. Wenn die Sachen graviert sind oder auch nur Stempel haben (Engel mit Wagen, englisches Fingerring) sind sie noch wertvoller. Einschmelzen wäre sehr schade! A. S. B.

Redaktionspost.

S. G. in F. Der Rufus zur Vorbereitung auf das Handarbeitsseminar dauert im Letteverein in Berlin SW., Königsgrabenstr. 90, sieben Monate und kostet 90 Mk. Das Institut von Frau Clara Heßling, Berlin SW., Schönebergerstr. 3, hat ungefähr die gleichen Bedingungen.

F. 25 (M. B. 3.) Photographien kolorieren ferner: Fr. Helene Reinhardt, Gotha, Gr. Kahnstr. 20; Fr. Anna Bonold, Lehrerin, Johannisstr. 6, Berlin, Friedrichstr. 1, 1.; Fr. Gertr. Kuwert, Kunstmaler, Berlin W., Köpenickerstr. 14. Ungeannt. Western Gruß mit vollster Zustimmung!

Berichtigung.

Im Artikel über das „Lehmgruben Mutterhaus“ in Nr. 14 des Frauenadams ist in der Mitte der ersten Spalte zu lesen: „Fr. Emilie Stephan und Fr. Emilie Meßner“. In der dritten Spalte muß es in der ersten Zeile lauten: „die treue Mitbegründerin“ an Stelle von „Wilhelmine“. — Der Omnibus dient zur Beförderung der Kinder aus der „Kleinkinderschule“.



Dahleim



Es blasen die Trompeten.

Roman von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)



ründen wir also schnelligst einen Reiterinnenklub," sagte die Landrätin munter und gut gelaunt. „Meine Freundin Kora muß nämlich stets etwas zu chaperonieren haben.“

Ellen war den verschiedenen Wechselreden mit Interesse gefolgt; ihr etwas hilfloses Lächeln bewies aber, daß sie sich dabei ziemlich überflüssig vorkam. Die sprunghafte Art der fremden Dame verwirrte sie zudem.

„Nun, bekommen Sie noch immer keine Lust, Frau von Seckingen?“ wandte sich die Hausfrau munter an sie.

„Mitzureiten?“ Ellens Blick suchte unsicher den ihres Gatten. „Ach nein, ich glaube doch, ich bin zu alt, um es zu lernen, und dann...“

„Mit ganzen vierundzwanzig Jahren,“ fiel Seckingen lebhaft, fast ausgelassen ein, „hören Sie nur, meine Damen, ist das nun keine Verjüngung?“

„Und dann auch — unsere Stellung, die kleinen Verhältnisse — es wird mir so schon schwer genug, mich in alles zu fügen.“ Ellen atmete unruhig; sie konnte den rechten Ton durchaus nicht finden. „Es ist ein ganz anderes Leben in so einer kleinen Stadt, als wie ich's früher gewohnt war...“

„Die Damen von Scherkehnen führen wohl gar ein strenges Jüngenregiment?“ fragte Frau von Bottlar nicht ohne Droherie. „Mein Himmel, und da auch noch ohne Pferd zu sein, auf das man sich, so oft's not thut, aufschwingen kann, um hinauszureiten ins Freie und alles Kleine und Ärgerliche hinter sich zu lassen?! Nein, ich glaube, das ertrüge ich einfach nicht!“

„Gewiß, es ist manchmal — sehr schwer — wenigstens für Sportliebhaber...“ Ellen brach ab; ihr Blick wanderte wieder suchend zu dem ihres Gatten hinüber. „Ich hatte es meinem Mann aber selbst schon öfters vorgeschlagen, sich wieder beritten zu machen. Das Geld, das uns demnächst ausbezahlt wird, von der Erbschaft her... Ich meine, da wäre es auch nicht einmal ein so unverzeihlicher Leichtsinns gewesen. Aber er wollte nie.“

„Nein, ohne meine Frau würde mir's nicht halb die Freude machen,“ sagte Seckingen sofort.

„Ei, gnädige Frau, dann wäre es einfach Ihre Pflicht,

mitzuthun,“ versetzte Frau von Bottlar. „Lassen Sie doch ruhig die paar reitfeindlichen Damen von Scherkehnen sich den Mund zerbrechen...“

Der Hausfrau war es peinlich, daß die junge Gattin des Bürgermeisters, die in ihrem einfachen Halbtrauerkleid trotz ihrer schönen Figur und dem aristokratischen Gesicht fast unbedeutend erschien neben der eleganten, weltgewandten, lebensprühenden, immer plauderlustigen Kora, so eifrig bedrängt wurde. „Vielleicht erfaßt Sie jetzt doch noch der Ehrgeiz,“ sagte sie in gewissermaßen schließendem Ton, „wenn Sie das alte Regiment Ihres Gatten in der Aktion sehen. — Sie wissen doch schon, Herr von Seckingen, daß das Regimentsgefecht bei der Regimentsvorstellung dicht bei Scherkehnen endigen wird?“

„Amtlich ist mir nichts mitgeteilt worden, gnädige Frau.“

„Anchen, ums Himmelswillen,“ fiel Frau von Bottlar humoristisch entsetzt ein, „Du machst Dich ja eines militärischen Verbrechens schuldig. Du darfst doch keine Ahnung haben, wer die Schlacht gewinnt.“ Sie erklärte beiden Bürgermeisters dann in ihrer lustigen Art, durch welche Intrigue sie aus den Maßnahmen, die ihr Gatte für die Aufstellung des ‚markierten Feindes‘ zu treffen hatte, den Verlauf des Reitertages vorherzusagen wußte.

Seckingen amüsierte sich über ihr erstaunliches Kombinationsvermögen. „Also kennen Sie auch schon das Schicksal des Herrn Staatsmädchens. Pardon — jetzt heißt es ja: des Herrn Oberstleutnants vom Stabe.“

„Graf Schaer treibt den Feind nach Scherkehnen zurück; er siegt; ergo wird er Oberst!“ sagte Frau Kora kategorisch.

„Sie bleiben doch zum Frühstück, damit Frau von Bottlar auf das Wohl ihres neuesten Schützlings ein Gläschen Portwein trinken kann?“ fragte die Hausfrau den Besuch, im Begriff, das Mädchen abzufertigen, das mit einer Meldung gekommen war.

Seckingens erhoben sich dankend. „Mein Mann hat noch auf dem Amt mit dem Herrn Landrat zu sprechen. Inzwischen muß ich ein paar Einkäufe besorgen.“

Die kleine Gruppe durchzog bald darauf das Speisezimmer und den Wintergarten, um zu dem kleinen Vorgärtchen zu gelangen. Die beiden Damen begleiteten den

Besuch bis an den Wagen, ohne etwas unzunehmen, denn es war prächtiges Sommerwetter.

„Wo kauft man hier eigentlich?“ fragte die immer spottlustige Frau von Bottlar. „Ich sah da drüben bei der katholischen Kirche in dem herrlichen Warenhaus von J. B. Baer & Sohn ein paar Nouveautés und muß sagen: ich war geradezu erschüttet.“

„Die Mode von Scherkehen ist noch konservativer,“ sagte Ellen, auf den scherzenden Ton eingehend. „Wir hinken sogar der Kreisstadt noch um zwei Jahre nach. Unsere neueste Mode hat dafür aber auch stets historischen Wert, können Sie sich denken.“

Man lachte, und Frau von Seckingen verabschiedete sich, um den Wagen zu besteigen. Das Ehepaar wollte sich in längstens einer halben Stunde in Baers Laden treffen.

„Was haben Sie für eine allerliebste Frau,“ sagte Kora zu Seckingen, der sich gleichfalls empfehlen wollte. Sie sprach noch immer laut genug, um von der jungen Bürgermeisterin, die im Begriff war abzufahren, gehört zu werden. „Aber zu Pferde müßte er sie doch eigentlich bringen, nicht, Anuchen?“ wandte sie sich dann an die Landrätin.

„Antwort vacat,“ konstatierte der Bürgermeister lächelnd, da die Gefragte zögerte. „Ja, ja, meine Gnädige, das ist hier nicht mehr wie in der Garnison. Da besaß ich einmal vier Pferde — bezog bei weitem nicht die üppigen Revenuen, die ich heute als Bürgermeister einstreiche — und niemand rechnete mir damals nach. Ich möchte aber nicht die Gesichter der Herrschaften von Scherkehen sehen, wenn ich mir eines Tages plötzlich einen Reitstall zulegen wollte.“

„Ei, Sie würden sicher brillante Geschäfte damit machen, Kenner wie Sie sind.“

„Brillante Geschäfte machen darf ein Bürgermeister erst recht nicht, meine Gnädige.“

„Sie übertreiben, Herr von Seckingen, ich bitte Sie!“ warf die Landrätin ein, aber doch in einem Ton, der ihm gewissermaßen recht gab.

„Ja, wie halten Sie's bloß aus in solch einem Nest? Ich wäre schon zehnmal gestorben.“ Frau von Bottlar korrigierte sich rasch: „Das heißt, ich meine — wie würden Sie's aushalten, wenn Sie Ihre charmante Frau nicht hätten. Sie müssen mir von ihr noch ein bißchen erzählen. — Anuchen, willst Du Herrn von Seckingen nicht einmal die Diana vorführen? Eurem Kreistierarzt traue ich nämlich nicht — und der vom Regiment ist unabhömmlich — mein Mann liegt sich so schon immer mit ihm in den Haaren.“

„Kora, Du kommst wieder ins Blandern, und dem armen Herrn von Seckingen brennt der Boden unter den Füßen.“

„Nein, gnädige Frau, Ihr Herr Gemahl erwartet mich erst punkt halb zwölf.“

„Gut, also entlassen wir die gütige Hausfrau in Gnaden und pilgern wir zur Diana.“

Gegen Frau von Bottlars Dispositionen ließ sich selten etwas einwenden. Auch die Bedienung im ganzen Haus flog nur so vor ihr.

Zwei Minuten später stand sie neben Seckingen auf dem Hof und musterte gleich diesem mit Kennerblick die feingefesselte Rappstute, ein raffiges Damenpferd, das der landrätliche Kutscher vor ihnen auf und ab führte.

Der Bürgermeister gab sein Gutachten ab. Kora nickte befriedigt. „Ich freue mich diebisch, daß ich recht behalten habe,“ sagte sie. „Zum Dank helfe ich Ihnen auch. Das heißt, wenn es Ihnen ernst ist, mit uns mitzureiten.“

Ein kurzes Schweigen folgte. Der Ton war nicht mehr so ungezwungen zwischen ihnen wie vorher, da sie Gesellschaft gehabt hatten.

„Sie können sich denken, gnädige Frau, daß ich über dieses Thema — schon viel nachgedacht habe. Selbstverständlich kostete mich's eine starke Überwindung, so plötzlich Bureau-mensch zu werden.“

„Um. Wir begriffen es damals alle nicht.“ Sie machte

in ihrer nervösen Art ein paar Schritte, dann blieb sie wieder stehen, wandte sich aber nicht nach ihm um. „Sie haben Ihre Frau in Danzig kennen gelernt, als Sie auf Weichselmünde damals die — nun, die drei Monate abmachten?“

„Ja. Auf Festungsurlaub.“

Nun sah sie ihm plötzlich ins Gesicht. „Weiß Ihre Frau, weshalb Sie auf Festung kamen?“

Er schüttelte den Kopf. „Sie weiß nicht mehr davon als die andern wissen: ein Zank mit einem Kameraden — der Zweikampf.“

„Und den Grund der Forderung? Sie haben meinen Namen nie genannt?“

„Wie hätt' ich das — dürfen, gnädige Frau?“

Sie standen einander dicht gegenüber. Kora hielt die Peitsche in der linken Hand; lässig ließ sie die Spitze im Sande spielen. Ihr Ton war ernster und wärmer geworden, in ihren Ausdruck trat eine gewisse Herzlichkeit, die ihrer spottlustigen Miene sonst fremd war.

„Sie haben mir damals keine Gelegenheit gegeben, Ihnen zu danken, Herr von Seckingen.“

Der Bürgermeister wehrte in leichter Verlegenheit ab: „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau.“

„Warum soll ich's nicht jetzt thun? Ich hatte oft ein Gefühl der Beschämung, wenn ich an Sie dachte.“

„Jeder Kamerad hätte ebenso gehandelt wie ich. Dulein war von Sinnen. Es war einfach meine Pflicht, für Sie einzutreten.“

„Sie sahen nur, daß er mich in dem Zimmer neben dem Tanzsaal nicht losließ, mich küßte, trotz meines Entsetzens, — aber was er mir dabei sagte...“ Die Reitgerte zitterte in ihrer Hand; sie biß sich auf die Lippe. Dann fuhr sie hitzig fort: „Ich weiß, daß mich damals viele im Regiment falsch beurteilten. Der Gatte fast zwanzig Jahr älter — man hielt mich für lebenslustig, vielleicht auch für etwas excentrisch... Ich fühlte mich aber maßlos erniedrigt, daß so der erste beste junge Leutnant, wenn er ein paar Glas mehr getrunken hatte als er vertragen konnte, es wagte...“

„Regen Sie sich jetzt nicht mehr auf, gnädige Frau. Ich machte mir hernach freilich selbst Vorwürfe, daß ich nicht gleich dazwischen fuhr und Sie befreite. Aber schließlich fertigten Sie ihn ja allein ab. Es hätte ihn zudem für sein ganzes Leben unglücklich gemacht, wenn es vor's Ehrengericht gekommen wäre, und es hätte Sie nur unnötig in einen Skandal verwickelt.“

Sie nickte. „Es war schon besser so. — Sagen Sie mir nun nur noch das eine. Sie sind einander erst andern Tags im Kasino wieder begegnet und haben ihm vorher kein Wort darüber gesagt? Woher wußte er dann, daß Sie uns gesehen hatten? Ich bemerkte Sie doch selbst erst, als ich mich schon losgerissen und er das Zimmer verlassen hatte?“

„Er ahnte wohl, daß meine Gereiztheit damit im Zusammenhang stand.“

Frau von Bottlar atmete tief auf. „Meinem Mann hatte ich's nicht mehr sagen können. An dem Abend kam der Schlaganfall, der zu seinem langen Siechtum führte.“

„Ich hatte mit ehrlicher Teilnahme von Jupikas langem Leiden gehört.“

„Das ist überwunden. Ich bin jetzt wieder glücklich.“ Sie machte zögernd ein paar Schritt; Seckingen begleitete sie. So gelangten sie allmählich wieder in den Vorgarten. „Aber darüber bin ich Ihnen noch Rechenschaft schuldig, Seckingen. Als Dulein aus dem Lazarett kam, trafen wir uns beim Kirchengang des Regiments. Er that, als habe er mich gestreift und wandte sich nach mir um. Bitte, verzeihen Sie mir, gnädige Frau,“ sagte er. Er hielt lange meinen ernsten Blick aus — schien wirklich zerknircht und ganz demüthig — da nickte ich leicht, er verbeugte sich — und dann verließ er die Garnison. Ich hab' ihn nicht wieder gesehen.“

„Wissen auch sonst nichts über ihn? Er kam zu den Husaren, das hörte ich noch.“

Sie lächelte. „Ja — und ist nun verheiratet und zärt-



Wilhelm II., deutscher Kaiser. Nach dem Gemälde von F. A. v. Kaulbach.
(Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl, Munich.)

sicher Familienvater. Denkt er daran zurück, dann schämt er sich gewiß."

"Und hofft, Sie hätten's vergeben und vergessen, gnädige Frau."

"Wird's nun auch definitiv. Aber ich bin ordentlich befreit, erlöst, daß ich mit Ihnen endlich einmal darüber gesprochen habe. Als Sie von Festung zurückkamen, war ich ja mit dem Kranken im Süden."

Sie reichte ihm die Hand, schüttelte die seine herzlich.

"Das soll nun aber kein Abschied sein, Herr von Seckingen. Ich hoffe Sie wiederzusehen. — Ich werde Ihre Frau besuchen. Ja, ist es Ihnen recht? — Und Sie werden wieder mitreiten. Wenigstens die paar Wochen, so lang ich hier bin. Mein Gott, ein Kavallerist wie Sie. Ja, prickselt's Ihnen denn nicht in allen Nerven?"

"O, das thut's schon, gnädige Frau," sagte er lächelnd.

"Und es gibt doch noch ein Aber?"

"Mehr als eines. So sehr das Herz dran hängt. Es ist eben vieles anders geworden."

"Sie müssen einmal ganz offen zu mir reden. Ja, wollen Sie? Glauben Sie mir auch, daß ich's gut meine? Ich bin vielleicht zu impulsiv. Das war schon immer mein Fehler. Ihre Frau hab' ich gleich lieb gewonnen. Aber es fehlt mir da noch etwas..."

Sie brach ab, denn am Fenster der Amtsstube zeigte sich der Landrat. Man begrüßte einander, wechselte ein paar Worte.

"Also ich komme bald, Herr von Seckingen. — Und das andere bleibt unter uns?"

"Nach wie vor, gnädige Frau."

"Danke, Seckingen. Ich sagte mir so oft: der beste Reiter, der forscheste und ritterlichste Offizier ist und bleibt doch Seckingen. Und gerade der mußte... Nein, nein, jetzt geht die Zunge wieder mit mir durch, und ich schwache kompletten Unsinn. Auf baldiges Wiedersehen also. Und grüßen Sie mir Ihre Frau."

So trennten sie sich mit nochmaligem Händedruck, und Seckingen suchte den Landrat in seinem Amtszimmer auf.

4. Kapitel.

Es war etwas Fremdes zwischen Ellen und ihren Mann getreten.

Landrats hatten mit Herrn und Frau von Bottlar in Scherfehen Visite gemacht, als sie am dritten Tage einer Dinereinladung der von Malwischkes nach Naujepönen folgten. Ellen, die ihre Besuchspflichten so lange vernachlässigt hatte, mußte diese eilige Erwidderung hoch aufnehmen. Frau von Bottlar gefiel ihr; und die schien sie nun gar ins Herz geschlossen zu haben.

Dennoch empfand Ellen den neuen Verkehr lästig.

Sie hatte es ja immer vorausgesehen, daß eine lebhaftere Auffrischung der alten Reitererinnerungen in ihrem Gatten eine leichte Unzufriedenheit mit seinem äußeren Schicksal wachrufen müsse. Sie wußte freilich auch, daß seine Liebe zu ihr so stark und unwandelbar war, daß die in ihm auftauchende kleine Wehmut bald vorübergehen — daß sie innerlich nichts zwischen ihnen ändern werde. Hatte er ihr damals ohne Zaudern das große, schwere Opfer gebracht, hatte er an ihrer Seite unverzagt ausgehalten in all den bösen Jahren, wo sie unter dem dumpfen häuslichen und gesellschaftlichen Druck einzig und allein in ihrer Liebe Halt und Vohn fanden, so konnte auch die Lockung, die jetzt von außen her an ihn herantrat, an ihrem innigen Verhältnis nichts mehr ändern.

Aber sie selbst war so seltsam unsicher geworden.

Sie grübelte lange, was wohl der Grund sein könne. Und als sie ihn sich endlich eingestehen mußte, ergriff sie eine leise Beschämung.

Sie war eifersüchtig.

Nicht auf Menschen, nicht auf äußere Beziehungen. Sie war ihres Gatten so sicher, sie war gleich ihm so stolz auf das gegenseitige feste Vertrauen, wovon sie einander schon

viele Beweise gegeben hatten, daß ein niedriger Verdacht ihr überhaupt nicht kommen konnte. Aber sie war eifersüchtig darauf, daß es nun doch etwas gab, in dem sie ihm nicht bis in die letzten Gedanken folgen konnte, in dem er ihr fremd war, in dem er andern mehr gehörte als ihr: den soldatischen Reitergeist, der sich in ihm mit Macht wieder geregt hatte.

Sechs Jahre lebten sie mit einander in wahrhaft idealem Sichverstehen. Ihre Brautzeit war kurz gewesen; sie hatten sich wohl viel geschrieben, aber hatten einander selten gesehen. Dennoch war's ihnen beiden gleich von den ersten Begegnungen an klar gewesen, daß sie für einander bestimmt waren und mit einander unbändig glücklich werden würden.

Es war sicher eine ganz einzige Liebesheirat gewesen — dabei aber auch so ziemlich das Gegenteil einer Vernunftehe. Denn in ihren äußeren Verhältnissen paßte nichts, aber auch nichts zusammen, was die Verbindung ratsam erscheinen ließ.

Schon materiell nicht. Ein Reiteroffizier, der Karriere machen wollte, durfte keinen überbescheidenen Haushalt führen. Seckingen besaß aber nur den mäßigen Zuschuß, der ihm von einer Familienstiftung her als Leibrente ausbezahlt wurde — und Ellen war gleichfalls nicht vermögend. Ihr Vater hatte das Erbe seiner Frau zum Ankauf einer Kohlen-schaluppe verwandt, deren Fahrten leidlich rentierten. Da seine Tochter sich nicht von ihm trennen wollte und seine kleine Pension ihm genügte, wenn er in Ellens Häuslichkeit Aufnahme fand, wäre er schließlich bereit gewesen, das Fahrzeug wieder loszuschlagen. Aber der Erlös hätte noch nicht einmal die Kommissgarantie erreicht.

Und dann waren's noch andere Gründe, die Seckingen veranlaßten, auf die Soldatenlaufbahn zu verzichten. Ellens Vater zu gesellschaftlicher Gleichberechtigung in dem feudalen Korps, dem er angehörte, zu verhelfen, das war undenkbar; seine verwahrloste Art ermöglichte nicht einmal eine schweigende Duldung im Umkreis des Regiments. Da gab es also keinen Ausweg; es galt, das letzte, das größte Opfer zu bringen.

Seckingen hatte gewußt, daß ihm das Zusammenleben mit seinem Schwiegervater zur Qual werden würde. Aber aus Liebe zu Ellen nahm er schließlich doch, wo immer sich Verwickelungen ergaben, die Partei des Alten. Er suchte hernach durch sein eigenes mannhafte, ehrliches Beispiel den Ehrgeiz in ihm zu erwecken, jedenfalls ihn vor dem gänzlichen Verkommen zu bewahren. Und Ellen — wäre eben nicht die edelgesinnte, selbstlose, vornehme, hochherzige Frau gewesen, die Seckingen in ihr so über alles verehrte, wenn sie den Vater preisgegeben hätte.

Indessen: wozu zwang sie beide die Ehe, die unter äußerlich so trüben Auspizien geschlossen worden war!

Es hatte ihm bei seinem Abschied von den Kürassieren die Wahl freigestanden zwischen einem Civilposten in Hannover und dieser mäßig dotierten Bürgermeisterstelle an der russischen Grenze. Sie hatten sich des Vaters wegen für die Einsamkeit entschieden. Und wie sie beide auch hier noch, wo sie mit so wenig Menschen in Berührung kamen, hatten ringen und kämpfen müssen, um ihr Prestige zu verteidigen! Sie hatten in der steten bangen Furcht vor einem Skandal gelebt, den die Zügellosigkeit ihres im Seemannsberuf verwilderten Hausgenossen über sie heraufbeschwören könnte. Sie hatten mancher Lebensfreude entsagt, um in den Augen der scharf kritisierenden Mitwelt eine Art Gegengewicht herzustellen. Die junge Frau war mit der Zeit scheu und blaß im Verkehr mit den Menschen geworden, da sie immer eine neue, wenn auch oft nur unbeabsichtigte Herabwürdigung ihres Vaters fürchtete; auch ihn, den ehemals so frischen, herzengrößlichen Reiteroffizier, hatte dieses stille, gedrückte Dasein der Pflichten ernst und verschlossen gegen die Außenwelt gemacht.

Aber ein Gutes hatte diese äußerliche Vereinsamung: ihre leidenschaftliche Liebe hatte sich vertieft, verinnerlicht. Sie waren ganz eins geworden im Fühlen und im Denken. Etwas seltsam Rührendes lag in der kinden Art, in der der

große, starke, lebensprühende, gesundheitsfrohe Mann mit seiner blaffen, schlanken, zartgebauten Frau umging. Und sie lebte nur für ihn. Sie folgte ihm, da keine Familie vorhanden und der kleine Hausstand leicht in Ordnung zu halten war, auch in seine Berufsgeschäfte. Die Einarbeitung in den ihm fremden Dienst war ihm seinerzeit sauer geworden. Daß er das meiste heute erträglich fand, ja, manchen besonderen Aufgaben, die das Amt stellte, sogar starkes Interesse entgegenbrachte, war nicht zuletzt der lebhaften geistigen Anteilnahme Ellens zuzuschreiben.

Der Tod des Kapitäns, der bis in seine letzten Tage das ‚Sorgenkind‘ des jungen Hauses geblieben war, hatte keine schmerzliche Lücke geschaffen. Sie waren im Gegenteil beide wie erst. Dennoch machte sich bei ihnen dann eine gewisse Leere bemerkbar: sie waren eine schwere Sorge losgeworden, die sie beide seit ihrer Hochzeit bedrückte, ohne daß sie nur je sich darüber beklagt hätten, — nun fanden sie sich aber nicht mit einem Schlage in die ihnen neue Freiheit hinein. Es war da noch etwas Wundes in ihnen, das erst heilen mußte.

Und speziell Seckingen war in den sechs Jahren eben zu einem anderen Menschen herangereift. Für die in der Front machte so ein Zeitraum nicht viel aus. Das sah man an Rango von Altenklingen und sonstigen lustigen Kameraden. Aber was er inzwischen in der stillen, weltentlegenen Ecke hier oben durchgemacht hatte, das war nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Ellen war ihm gegenüber nie ein gewisses Schuldgefühl losgeworden. Sie sann nur darauf, ihn glücklich zu machen, ihn mit ihrer Liebe für all seine Opfer zu entschädigen. Ihre kleinen weiblichen Talente halfen ihr, das Heim fortgesetzt zu verschönern; es lag ein flotter, künstlerischer Zug in allem, was sie angriff.

Sie hatte originelle Ideen, war anregend, verfügte auch über einen stillen Humor, der sonst wenigen Frauen eigen ist, — und sie war bemüht, ihm in allem und jedem ein guter Kamerad zu sein.

Den letzten Sommer über hatte er viel Ärger und Plagerei mit dem Brückenbau gehabt, der halb auf preußische, halb auf russische Kosten ging. Die Schiebungen und Unredlichkeiten der fremden Beamten verdrossen ihn oft sehr. Da hatte sie nach irgend einer Anregung geforscht, die ihm Erholung bringen könnte, hatte ihm auch den und jenen Sport vorgeschlagen.

Nun hatte Frau von Bottlar schon zum zweitenmale, und da noch dringlicher, ihr vorgestellt, welche Fülle von Freuden das Reiten ihnen beiden bieten würde — wie es besonders ihn, der ein so hervorragender Kavallerist gewesen war, jung und wohlgenut erhalten würde.

Und unbegreiflich: da regte sich nun in ihr so eine empfindsame, unberechtigte Eifersucht, die sie sich selbst gar nicht zugetraut hätte. Es war ihr, als wolle man ihr plötzlich den Gatten entreißen — oder wenigstens den tiefen, vertrauensvollen Frieden zwischen ihnen stören.

Nun fing sie an, ihn zu beobachten.

Dachte er noch an anderes als an sein altes Regiment? Es war so natürlich, daß die Begegnung tausenderlei Erinnerungen in ihm hatte aufsteigen lassen, daß er nun plötzlich wieder aus seinen Kadetten- und Kriegsschuljahren, aus seinen Fähnrichs- und Leutnantszeiten zu erzählen wußte.

In den letzten Jahren hatte er kaum mehr davon gesprochen. Sie hatten in ihrer innigen Harmonie, ihren großen und kleinen Stimmungen so unendlich viel Gemeinsames durchlebt, daß allmählich die Zeit, die vor ihrer Ehe lag, ganz aus ihrem Gedächtnis geschwunden schien. Sie waren nicht kleinlich geworden, hatten sich nicht in philisterhaftes Behagen eingelullt, sondern sie hatten bewußt eine innere Entwicklung durchgemacht, ihr Verhältnis geklärt, durch gemeinsames Arbeiten, Weiterstudieren, durch viel Lektüre sich vertieft. Und so bot ihnen jeder Tag Neues und Schönes, fast jedes Gespräch eine frische Anregung. Ellen hatte ja erst

in der Gemeinschaft mit ihrem Mann zu leben angefangen. Ihre Anlagen, ihre Talente, ihr Drang, emporzukommen, sich geistig zu betätigen, hatten als Erbteil der Mutter so lang in ihr geschlummert; in den Pensionatsjahren, der trüben Mädchenzeit im Hause des Vaters war ihr Wert von niemandem erkannt worden — war sie sich über sich selbst noch nicht klar gewesen. An ihre eigentliche Jugend, die freudloser als die einer Waise verstrichen war, erinnerte sie sich nicht gern. Nur ihre Ehe füllte sie aus.

Fast erschien es ihr da wie ein heimlicher Vertrauensbruch ihres Gatten, daß nun plötzlich für ihn etwas existierte, an dem sie keinen Anteil nehmen konnte.

Sie schalt das selbst überspannt und krankhaft. Aber frei ward sie nicht mehr davon.

Er mußte über Land fahren zu einem Ortstermin. Wie häufig begleitete sie ihn auch diesmal wieder. Der Distriktskommissarius war mit dabei. Früher hatte Seckingen immer selbst kutschiert. Heute nahm er mit im Fond Platz. Ellen ahnte weshalb. Er genierte sich der schlechten Pferde halber.

Eine Patrouille kam hart am Torfstich über den Weg gefegt, daß die Wagengäule scheuten. Sofort schoß er empor und war ganz Feuer und Flamme für das Reiten der beiden Kürassiere. Der Kommissarius fragte nach diesem und jenem aus dem Felddienst, und Seckingen antwortete lebhaft. Er zog Artikel aus dem Reglement an, selbst erstaunt, daß er sie noch fast wortgetreu wußte.

Abends saßen sie dann wieder, nachdem er länger als gewöhnlich auf dem Amt zu thun gehabt hatte, in seinem Zimmer beisammen. Sie hatten die letzten Winter über viel Sprachstudien getrieben, besonders Russisch und Französisch. Augenblicklich waren sie mit einem englischen Humoristen beschäftigt. Ellen sprach englisch wie deutsch, da sie die ersten zehn Jahre ihrer Kindheit in einer Pension in Ventnor zugebracht hatte. Während sie vorlas, ging Seckingen mit großen Schritten auf dem weichen Teppich hin und her. Oft blieb er stehen, dann sah sie auf, er nickte ihr freundlich, fast strahlend zu und ging weiter. Sie fuhr im Text fort, wußte aber, daß Thackeray ihren Gatten heute nicht zu fesseln vermochte: er hörte wohl überhaupt nicht zu, sondern dachte an ganz anderes.

Plötzlich sagte er denn auch, sie mitten in einem Satz unterbrechend: „Einen Augenblick, Schatz. Da fällt mir nämlich gerade ein . . .“

„Ja, Hermann?“ Sie ließ das Buch sinken.

„Warum lachst Du, Ellen?“

„Weil ich weiß, was Du sagen willst.“

„Na? Leg' los.“

„Nein, sag' Du erst, Hermann.“

Nun lachten sie beide. Er setzte sich auf die eichene Barriere des Fensterplatzes und sah ihr fröhlich ins Auge. „Malwischke hat mir nämlich seinen Inspektor geschickt. So wie von ungefähr, weißt Du. Er mußte mich eine ganz überflüssige Sache fragen. Das war aber natürlich bloß ein Vorwand. Und da fing er denn richtig von dem letzten Diner auf Naujepönen an.“

„Wo Landrats drüben waren?“

„Ja. Und Bottlars. Die hätten sich also gar nicht über uns zwei beide beruhigen können. Er, Malwischke, sei hernach in den Stall gekommen und habe mit ihm, dem Inspektor, über so allerlei gesprochen. Da sei's zur Sprache gekommen.“

„Übers Reiten.“

„Erraten! — Du, hör' 'mal, Schatz, jetzt lachst Du ja schon wieder?“

„Ei, ich amüsiere mich, daß ich das gleich gewußt habe.“

„So?! — Na, ich that, als merkte ich gar nichts, als der Inspektor loslegte. Dabei konnt' ich mir natürlich denken, daß Malwischkes erster Gedanke doch sofort der gewesen war: wenn die Burgemeisters reiten, dann aber man ja keinen andern Gaul als einen aus Naujepönen!“

„Er hat wohl eine ganz gute Zucht?“ (Fortsetzung folgt.)

Ein Speisefartenparadies.

Von Eduard Engel.

Die Leser mögen es mir glauben: ich gehöre nicht zu den Eßkünstlern oder Schlemmern, und diese Speisefartenstudie fließt mehr aus dem Interesse des Kulturforschers und Philologen, als aus dem des Feinschmeckers. Vor mir liegen drei Bände, zwei dicke und ein dünner; die beiden dicken enthalten, geschmackvoll zusammengebunden, außerordentliche Speisefarten von den großen Dampfern des Norddeutschen Lloyd in Bremen für die erste und für die zweite Kajüte, der dünne Band trägt den Titel: „Zusammenstellung von Speiseausdrücken zur Benutzung auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyds“. Dieser kleinere Band umfaßt 173 Großtafeln mit je zwei Spalten. Er ist in Wahrheit das Küchen- und Speisefartenwörterbuch des Lloyd und gehört somit zur Litteratur, sogar zu zwei Gattungen der Litteratur: zur Kulturgeschichte und zur Sprachkunde. Für Suppen allein finden sich zwölf Seiten, zusammen mindestens 600 verschiedene Suppen.

Für Speiseeis enthält das Wörterbuch eine Seite, für Eiergerichte nahezu fünf Seiten, für Fische elf Seiten, für Küfen drei Seiten, für Puddings vier Seiten, und so fort durch alle Gattungen der Kochkunst mit verwirrender, überflüssiger Fülle.

Der Zweck dieses außergewöhnlich interessanten Buches ist ein doppelter: es soll als Handbuch des Oberkuchs bei der Anfertigung der Speisefarten dienen, und es soll ein Anregungsmittel für seine erfinderische Phantasie sein, um den Reisenden eine möglichst große Abwechslung in ihrer Verpflegung zu bereiten. Die bis in das Einzelne und Kleinste reichende Umficht der Verwaltung dieses Riesenunternehmens hat das sehr vernünftige Beispiel sich aufgestellt, keine Lächerlichkeiten auf ihren Speisefarten zu begehen. Die besten Gasthäuser auf dem Lande könnten sich hieran ein gutes Beispiel nehmen. Welche Albernheiten in Ausdruck wie Rechtschreibung in deutschen Speisefahrten geringeren Grades täglich begangen werden, weiß ja jeder Leser. Aber auch in manchen der ersten deutschen Gast- und Speisehäuser kann man blühenden Unsinn, unmögliches Küchenfranzösisch auf den fein gedruckten Speisefarten erleben. Die Lloydverwaltung wollte diese Lächerlichkeiten an den Tafeln ihrer schwimmenden Paläste vermeiden, und aus diesem Wunsche heraus ist das Speisefartenwörterbuch entstanden. Es heißt in dem Vorwort sehr vernünftig: „Es ist unbedingt notwendig, daß die auszulegenden Speisefarten bezüglich des Textes, sowohl des deutschen als auch des fremdsprachlichen, fehlerfrei sind. Diese Anforderung ist keine geringe; denn jemand, der der in Frage kommenden Sprachen vollkommen mächtig ist, vermag noch nicht ohne weiteres die gastronomischen Ausdrücke richtig wiederzugeben.“ Die Lloydverwaltung hat aber noch einen anderen, sehr zur Nachachtung zu empfehlenden Grundsatz befolgt: den eines möglichst reinen Deutsch. Sie sagt in ihrer Anweisung an die obersten Küchen- und Verwaltungsbeamten der Schiffe: „Überall da, wo das deutsche Wort den Sinn und die Bedeutung des fremden vollständig wiedergibt, entferne man den Einbringling; sobald aber diese Voraussetzung nicht zutrifft, behalte man das Fremdwort bei.“ Nach meinen Erfahrungen befehligen sich die Hersteller der Gerichte und die Zusammensteller der Speisefarten tatsächlich eines viel besseren Deutsch, als ihre Berufsgenossen zu Lande.

Noch ein Wort über die äußere Ausstattung dieser Speisefarten. Der Lloyd führt dabei den hübschen Gedanken aus, den Reisenden in den Speisefarten — die täglich in jedem Schiffe beigegebenen eigenen Druckerei zu jeder der drei Hauptmahlzeiten gedruckt werden — hübsche Andenken an die Reise und zugleich, wenn's beliebt, zierliche Ansichtspostkarten zu übergeben. Die obere Hälfte der Karten für das erste wie für das zweite Frühstück kann abgetrennt werden und ist dann eine allerliebste Ansichtspostkarte. Einige dieser Speisefarten sind wahre kleine Kunstwerke, besonders die Festkarten zu gewissen feierlichen Gelegenheiten: Kaisers Geburtstag, erster Ausreise eines Schiffes etc. Das Essen, das bekanntlich auf diesen Riesen Schiffen bis an die Grenzen der Schwelgerei geht, bekommt durch diese künstlerische Ausstattung und den sprachlich einwandfreien Inhalt der Speisefarten, ich möchte sagen, etwas Poetisches und Veredeltes.

Über die glänzende, vielleicht sogar überreiche Verpflegung an Bord unserer großen Dampfer herrscht ja bei allen Reisenden, aber auch über ihre Kreise hinaus, nur eine Meinung. Ich wüßte für Genesende, denen der Arzt eine besonders reiche Ernährung empfohlen, nichts Besseres, als auf einem der Riesen Schiffe des Lloyd — die Dampfer der Hamburg-Amerikaner stehen ihnen in dieser Hinsicht gleich — eine längere Reise zu machen, etwa nach New-York und zurück. Ein und wieder werden ja schon jetzt solche Reisen für Genesungszwecke tatsächlich von klugen Ärzten empfohlen. Wer ein richtiger Eßkünstler ist, der kann es auf diesen Schiffen zu sieben großen und kleinen Mahlzeiten am Tage bringen. Ist er ein Frühstücksther, so kann er nach seinem Morgenbade in einem schönen Badezimmer — wofür beiläufig nichts bezahlt wird — ein „frühes Frühstück“, etwa um 7 Uhr, nehmen: Kaffee oder Thee mit frischem Gebäck und Butter nebst Eiern. Um 8 Uhr bläst der Trompetersteward seine lockende Fanfare zum ersten Frühstück, und an der schön gedeckten Tafel findet der übermüdete Reisende, der etwa zum ersten Mal auf einem dieser Schiffe fährt, die folgende Karte — ich schreibe einfach eine der von mir aufbewahrten Karten ab —:

Frühstück.

Apfelsinen Wassermelone
Hafergrütze Maisgries
Salzmakrele
Gebratene Steinbutt Schnitte
Fischbälle Remoladensauce
Beefsteak geröst. & gebrat.
Hammelteilettes geröst. & gebraten
Schildkröten Ragout
Wiener Rostbraten
Hamburger Steak Colbert Sauce
Schweinskotelettes
Yorkshire Schinken und Speck
Eier in brauner Butter
Eierkuchen mit Käse
Rührei mit Spargelspitzen
Deutscher & franz. Pfannkuchen
Buchweizenkuchen
Brat- & Salz-Kartoffeln
Schlangen-Kartoffeln
Frucht-Gelée Marmelade
Kaffee, Thee, Cacao, Chokolade
Frische Milch Sahne

Kalter Aufschnitt:

Rostbraten Mettwurst

Breakfast.

Oranges Water melon
Oatmeal Hominy
Salted mackerel
Fried turbot
Fish balls sauce rémoulade
Beefsteak, broiled & fried
Mutton chops broiled & fried
Ragout of green turtle
Vienna roastbeef
Hamburger steak Colbert sauce
Pork cutlets
Yorkshire ham and bacon
Eggs au beurre noir
Omelet with cheese
Scrambled eggs with asparagus tops
German & French pancake
Buckwheat cake
Fried & boiled potatoes
Spiral cords of potatoes
Fruit-jelly Marmalade
Tea, Coffee, Cocoa, Chocolate
Fresh milk Cream

Cold dishes

Roastbeef Sablath sausage

Ich denke, dies genügt, und selbst der größte Gemütsmensch wird es schwerlich fertig bringen, auch nur den dritten Teil aller der hier gegebenen Möglichkeiten auszukosten. Nicht gleichgültig ist es hierbei, daß die Speisefarte auch den Vegetariern von der strengsten Richtung eine ausreichende und nicht einformige Beföstigung bietet.

Zwischen zehn und elf Uhr wird nach einem solchen zweiten Frühstück ein drittes auf Deck herangereicht: Fleischbrühe mit den verschiedensten belegten Brötchen, und nach meinen Wahrnehmungen findet dieser Imbiß bei jedermann freundliches Entgegenkommen. Gegen ein Uhr kommt das vierte Frühstück, Lunch genannt, mit einer gedruckten Speisefarte, von der ich gleichfalls eine Probe hersehe:

Lunch.

Sellerie-Suppe auf spanische Art
Kraftbrühe
Croquettes von Kalbsmidder
Junge Erbsen und Carotten
Timbale von Maccaroni
Ochsenfleisch in Madeira
Birnen-Kompott
Berliner Pfannkuchen
AUF WUNSCH!
KALT: Rehbraten
Gekochter Yorker Schinken
Geräucherter westfäl. Schinken
Hamburger Rauchfleisch
Cornedbeef Nagelholz Ochsenzunge
Mortadella Salami
Frische Sülze, Leber- & Blutwurst
Mettwurst
Trüffel- & Sardellen-Leberwurst
Marinierte Sülze & Cornedbeef
Schwedische Schnitten
Anchovis Delikatess-Heringe Sardinen
Radieschen Tafel-Sellerie
Tomaten-, Gurken- & Kartoffel-Salat
Ochsenmaul Salat
Käse: Schweizer, Edamer, Gorgonzola
Kaffee

Celery soup à l'espagnole
Consommé
Croquettes of sweetbread
New peas and carrots
Timbale of maccaroni
Ox-tail in Madeira
Stewed pears
Berlin pancake
TO ORDER!
COLD: Roast venison
Boiled Yorkshire ham
Smoked Westphalia ham
Hamburg smoked beef
Corned beef Smoked beef Ox-tongue
Mortadella Salami
Fresh brawn, liver- & black-sausage
Sablath sausage
Truffe & Sardellen liver-sausage
Marinated brawn & cornedbeef
Swedish-sandwiches
Anchovies Delicates herringes Sardines
Radishes Table-celery
Tomato-, Cucumber- & Potato-salad
Ox-muzzle salad
Cheese: Swiss, Dutch, Gorgonzola
Coffee

Einigermaßen spaßhaft wirkt die zweite Abtheilung dieses Lunchs: „Auf Wunsch“. Nach einem Frühstück von fünf Gängen, das von einem großen Mittag nicht zu unterscheiden ist, darf sich der Eßkünstler „auf Wunsch“ noch aus etwa 25 kalten Speisen die ihm zujagenden aussuchen!

Am Nachmittag gegen vier gibt es Thee mit feinem Gebäck und abends zwischen sechs und sieben das Mittagsmahl, das gewiß auch durch eine Probepreisfarte veranschaulicht zu werden verdient:

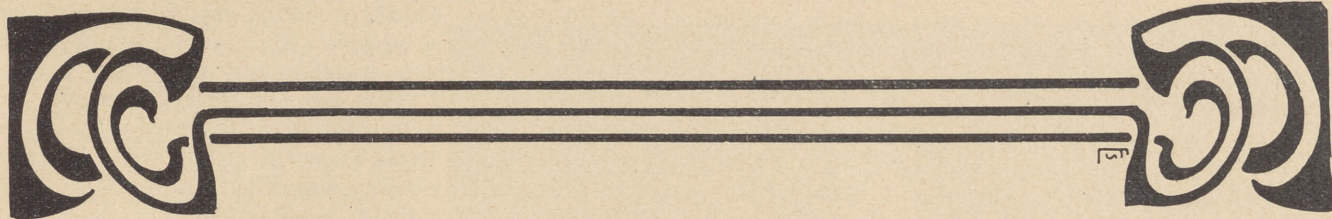
Mittagessen.

Kraftbrühe mit Geflügelklossen Brüsseler Masthühner
Schellfisch Zerlassene Butter Kräuter-Salat
Sauce Kalifornische Pfirsiche Sellerie-Salat
Diplomaten-Auflauf (!)
Roastbeef Trüffel-Sauce Stangen-spargel Kaffee-Rahmeis Backwerk
Butter Käse
Kalbskopf Vinaigrette Obst Nachtisch

Kaffee

Den Schluß des Tages macht dann gegen neun Uhr abermals Thee mit Gebäck.

Ich bemerke ausdrücklich, daß die Speisefarten für die zweite Klasse in der Ausstattung denen der ersten ganz gleich sind, im Inhalt ihnen nur in der verwirrenden und überflüssigen Fülle nachstehen, in Wahrheit aber eine Beföstigung nachweisen, die mindestens der in Gasthäusern erster Klasse am Lande gleich kommt. Blättert man in diesen zwei Bänden mit Speisefarten, so erscheint einem solch Schiff wie eine Art von Schlaraffenberg, durch den der Reisende sich hindurchessen muß, um die mildeste Wofabel zu wählen.



Eine englische Dynastie auf einem indischen Throne. II.

Von A. Charpentier.

Diese Vorgänge erweckten allgemeineres Interesse für Brookes Ansiedlung in England und förderten sein Ansehen auf Borneo. Doch befestigt war seine Stellung noch lange nicht. Die meisten Küstenstämme kümmerten sich so wenig um ihn wie um den Sultan. Ohne ihre vollständige Unterwerfung war an eine Erschließung und Bewirtschaftung der Kolonie, wofür in London bereits Stimmung gemacht wurde, nicht zu denken. Aus eignen Mitteln wäre Brooke dazu natürlich nicht im Stande gewesen. Aber die Freundschaft Kapitän Keppels half ihm aus dieser Schwierigkeit. 1844 erschien er wieder vor Borneo und begann einen neuen Feldzug gegen die Piratenstämme der Küste. Als sich gar Sir Edward Belcher an der Expedition beteiligte, mußte sich ein Stamm nach dem andern ergeben, und zahlreiche Eingeborene siedelten sich in Sarawak an, wo sie in Ruhe zu leben hoffen konnten. Als Belcher sich dann entschloß, Brookes Wünschen entsprechend, seinen unbequemen Gönner und Freund Muda Hassim an Bord zu nehmen und nach Brunei zu bringen, war die Lage des englischen Unternehmens eine wesentlich gesicherte als bisher. Zum ersten Male konnte sich Brooke wirklich als Herr fühlen.

Um etwaigen Regungen der Unzufriedenheit über dieses Eingreifen der Kriegsschiffe an der Küste Borneos in England vorzubeugen, mußte Brooke gleichzeitig Ende 1844 den Sultan von Brunei zu bewegen, Großbritannien die Abtretung von Labuan anzubieten. Doch dieser geschickte Schachzug genügt nicht, um die englische Regierung für Brookes Unternehmung völlig zu gewinnen. Das Ministerium Sir Robert Peels hielt nichts von den Erwerbungen auf Borneo und wollte noch weniger von einer Festsetzung auf Neu-Guinea und anderen Inseln, wie Brooke sie vorschlug, etwas wissen. Immerhin entschloß es sich unter dem Einfluß seiner Freunde, ihn (1845) zum „vertraulichen Agenten“ zu ernennen und nochmals ein Kriegsschiff mit Untersuchung der Lage zu betrauen. Der Rajah benutzte diese Ernennung, um sein Ansehen in Brunei zu steigern und aufs neue englische Kriegsschiffe zu Strafexpeditionen gegen die unruhigen Uferstämme zu bewegen. Nur die dauernde Belassung eines Schiffes vor Sarawak konnte er nicht durchsetzen.

Ein kräftiger Schutz war indessen unerlässlich, wie sich 1846 zeigte. Damals ließ der Sultan von Brunei unter dem Einfluß der fremdenfeindlichen Partei seinen Onkel Muda Hassim und alle Anhänger Brookes ermorden und faßte Pläne gegen ihn selbst ins Auge. Zufällig war ein englisches Schiff an der Küste, das Kunde von der Blutthat bekam und den Admiral Sir Thomas Cochrane in Singapore benachrichtigte. Der Admiral, der Brooke kannte, entschloß sich sofort zum Eingreifen. Nachdem er den Rajah an Bord genommen, segelte er nach Brunei und verlangte Rechenschaft vom Sultan über das Geschehene. Dieser antwortete mit einem Angriff, der zum Sturm auf die Hauptstadt und ihrer Einnahme Anlaß gab. Der Sultan floh ins Innere, und eine provisorische Regierung wurde von den Engländern eingesetzt. Dieser Erfolg stärkte natürlich Brookes Ansehen außerordentlich. Da außerdem inzwischen die englische Regierung auch die Besitznahme Labuans, welches einer Handelsgesellschaft überlassen wurde, beschlossen hatte, konnte er hoffen, vom Mutterlande nunmehr fortdauernd unterstützt zu werden. 1847 schloß er mit Brunei einen Handelsvertrag für England und setzte durch, daß englische Unterthanen nur der Gerichtsbarkeit des

englischen Vertreters unterstehen sollten. Gegen Ende des Jahres begab er sich zum ersten Male, nach beinahe neun-jähriger Abwesenheit, nach England, um durch persönliche Schritte sich weiteren Rückhalt und Beistand zu verschaffen.

Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Dank der Schilderungen Keppels und anderer Freunde, wurde Brooke eine begeisterte Aufnahme zuteil. Die Königin empfing ihn zu Windsor, er wurde zum Ehrenbürger Londons, zum Ehren-doktor der Universität Oxford, zum Generalkonsul und Gouverneur von Labuan ernannt und 1848 auf einem Kriegsschiffe mit einem Stab von Beamten nach Borneo zurückgesandt. In Sarawak wurde eine Mission der Hochkirche eingerichtet und auf Labuan eine erste Niederlassung geschaffen. Hier nahm Brooke nunmehr seinen Aufenthalt, doch bald zeigte sich, daß die von Singapore aus getroffene Wahl des Platzes der Baulichkeiten so ungünstig wie möglich gewesen war. Fieber suchte die Weißen wie die kleine indische Garnison bald schwer heim, und Brooke zog vor, eine Informationsreise nach den von Spanien beanspruchten Suluinseln zu machen, während seine Leute neue Häuser in gesünderer Gegend bauten. Es gelang ihm auch, mit dem Sultan von Sulu einen Protektoratsvertrag zu schließen. 1849 benutzte er seine Machtstellung, um mit Hilfe eines englischen Geschwaders gründlich unter den unbotmäßigen und des Seeraubes verdächtigen Küstenstämmen aufzuräumen.

So schien Brooke sein Ziel erreicht zu haben und auf dem Wege zu sein, allmählich ganz Nord-Borneo seinem Einfluß zu unterwerfen, als ihn ein unerwarteter Schlag traf. Sein früherer Vertreter in London, mit dem er sich überworfen hatte, Wise, hatte einen Feldzug in der Presse gegen ihn veranlaßt. Aus seinen Briefen und Keppels Berichten hatte er eine Menge von Gewaltthaten herauszulesen gewußt und dazu zahlreiche Grausamkeiten, welche Brookes Dayaks bei den Strafexpeditionen verübt hatten, ausgegraben. Dazu beschuldigte er ihn, daß er eine von Wise für Ausbeutung der Kohlenlager von Labuan gegründete Gesellschaft in jeder Weise hemme und schädige und daß er überhaupt seine Stellung und die Mittel der Regierung mißbrauche, um für sich Vorteile herauszuschlagen. Diese Anklagen erregten die Aufmerksamkeit der Abgeordneten Joseph Hume, Cobden und Bright, welche ja ohnehin kolonialen Unternehmungen nicht gewogen waren. Sie brachten die Anklagen gegen Brooke im Parlament zur Sprache, und bald erlitt die bis dahin für den Abenteuerer in England so günstige Stimmung einen Umschlag, zumal als der Rajah in sehr ausfälliger und maßloser Art zu antworten begann. Immerhin verwendete die englische Regierung 1850 Brooke noch zu einer Expedition nach Siam, wo er einen Handelsvertrag schließen sollte. Als er dabei aber keinen Erfolg hatte und die Angriffe Humes immer lebhafter wurden, kühlte sich die Stimmung der Minister gegen ihn so ab, daß er es für nötig fand, seinen Gegnern in London persönlich entgegenzutreten.

Er erreichte dabei eine Verurteilung der Labuan-Kompanie und wußte durch seine Freunde neuen Einfluß zu gewinnen. Lord Derby ernannte ihn Anfang 1852 sogar zum Gesandten für Siam, trotz seiner eigentümlichen Stellung als Rajah eines von England unabhängigen Staates. Doch bei den Neuwahlen stürzte das Ministerium. Lord Aberdeen kam ans Ruder und beschloß auf Wunsch Cobdens und Humes, ohne Benachrichtigung Brookes, Niederlegung einer Kommission

in Singapore zur Untersuchung seiner Thätigkeit. — Man kann sich die Entrüstung des plötzlich so bitter enttäuschten Mannes vorstellen! Er gab ihr öffentlich und in Privatbriefen, auch dem Minister gegenüber, unverholenen Ausdruck. Das half ihm aber nichts. Er mußte Anfang 1853 schleunigst nach Indien zurückreisen und fand dort, daß nicht allein die Kolonie Singapore, sondern auch der Sultan von Brunei über den Stand der Dinge unterrichtet worden war. Es gelang ihm indessen, diesen machtlosen Potentaten zu einer neuen feierlichen Bestätigung seines Grants und sogar zur Überlassung eines weiteren Gebiets für eine jährliche Pacht von 20 000 Mark zu bewegen und sein Fürstentum, mit dem die Vereinigten Staaten schon einige Zeit zuvor einen Freundschafts- und Handelsvertrag geschlossen hatten, weiter zu befestigen. Erst nachdem er sich so für alle Fälle den Rücken gedeckt und für genügende Vertretung in Kuching gesorgt hatte, begab sich Brooke nach Singapore, wo inzwischen die Untersuchungskommission zusammengetreten war.

Der Kommission war vorgegeschrieben zu untersuchen 1. ob Brookes Stellung als Rajah von Sarawak mit seinem Amte als Generalkonsul vereinbar sei; ob sich 2. seine Beamtstellung mit dem Betrieb von Handel vertrage; 3. ob die gegen ihn erhobenen Klagen wegen Grausamkeiten u. d. d. berechtigt seien; 4. ob es gerechtfertigt erscheine, daß englische Kriegsschiffe Brooke bei seinem Vorgehen gegen die Küstenstämme unterstützten hätten. — Nach allem Material, was darüber in Brookes eignen Mittheilungen und den Büchern seiner Freunde vorliegt, hätte sich über alle diese Punkte recht viel sagen lassen. Wie schon die vorstehende kurze Schilderung ergibt, war besonders der Anspruch Brookes auf eine unabhängige Fürststellung und die daraus abzuleitenden Rechte mehr als zweifelhaft. Aber zu seinem Glück waren die Vertreter der Anklage sehr ungewandt und die Mehrzahl der Kolonisten von Singapore im Grunde des Herzens auf seiner Seite. Und dazu kam, daß ein auf der Heimreise von Java befindlicher holländischer Beamter aus freien Stücken bestätigte, daß die Küstenstämme Nord-Borneos gefährliche Piraten seien, die strenge Züchtigung verdienten. So sah die Kommission über die Berechtigung eines Privatmanns, einen fremden Fürsten zur Überlassung eines ihm gehörigen Gebiets zu zwingen und sich dann dort, wie Brooke es that, de facto auf Grund seiner Waffengewalt als unabhängig zu erklären, hinweg und fand nur die Rajahwürde mit dem Amte als Generalkonsul unvereinbar. Die andern Anklagepunkte wurden als nicht erwiesen und die Züchtigung der Seribas als gerechtfertigt erklärt. So endete die Aktion mit dem Verzicht Brookes auf das Generalkonsulat und Heimbeförderung nach Sarawak auf einem Kriegsschiff. — Immerhin verhielt sich die Regierung nun sehr kühl gegenüber dem Rajah. Der neuernannte Generalkonsul für Borneo erhielt Weisung, alle eines Verbrechens angeklagten englischen Unterthanen in Singapore und nicht in Sarawak aburtheilen zu lassen, und weitere Unterstützung bei Maßnahmen gegen Eingeborene wurde abgelehnt.

Doch Brooke gab seine Hoffnungen nicht so leicht verloren. Er setzte durch, daß dem Gericht in Sarawak die Aburteilung von Verbrechen durch englische Unterthanen verblieb, 1856 rief er in London eine Borneo-Kompanie für Ausbeutung der Kohlenlager Sarawaks ins Leben und gleichzeitig setzte er die Ernennung des Leiters der Borneo-Mission zum Bischof durch. Mehrere Neffen und ein Vetter unterstützten ihn fortwährend bei seiner Thätigkeit.

In dieser Lage der Dinge überraschte ihn ein neues Mißgeschick. Die von ihm zahlreich ins Land gezogenen Chinesen waren unzufrieden über seine Maßnahmen gegen Gründung der bei ihnen beliebten geheimen Gesellschaften und gegen den Opiumsmuggel. Als Gerüchte über Vertreibung der Engländer aus Kanton und schwere Niederlagen durch chinesische Truppen bei ihnen auftauchten, empörten sie sich mit geheimer Unterstützung eingeborener Häuptlinge im Februar 1857. Sie griffen bei Nacht Kuching an, tödteten alle Weißen, deren sie habhaft werden konnten und brannten alles nieder.

Dank ihrem Ungeschick entkam ihnen aber Brooke. Er sammelte die Überlebenden, verschauzte sich an einer sicheren Stelle und rief die Eingeborenen zu Hilfe. Aber umsonst versuchte er mit ihnen der zahlreichen, wohlbewaffneten Chinesen Herr zu werden. Er mußte zuletzt nach dem Meer flüchten und wäre verloren gewesen, wenn nicht gerade der Dampfer der Borneo-Kompanie sich im letzten Augenblick gezeigt hätte. Mit seiner Hilfe wurden die Chinesen überwältigt und die Ruhe wieder hergestellt. Der Aufstand hat Tausenden von Chinesen das Leben gekostet, da Engländer und Malayen in höchster Erbitterung gegen sie vorgingen. Er hatte zur Folge, daß Brooke nicht nur Herr der von ihnen bearbeiteten Goldminen wurde, sondern auch durch Ausrottung des Opiumsmuggels eine Erhöhung seiner Zolleinnahmen erfuhr. Eine mittelbare, nicht minder wichtige Wirkung für den Rajah war, daß die Kunde von dem Überfall und dem heroischen Widerstand der Handvoll Briten neue Sympathien für Brooke in England weckte und der Behauptung Eingang verschaffte, daß der Aufstand wesentlich durch die Minderung des Ansehens Brookes, infolge der Untersuchung, hervorgerufen worden sei. Das Mitgefühl für die Eingeborenen, welches vorher in England so lebhaft und kräftig gewesen war, als die Bewunderung für die Kolonialhelden, hatte ohnehin durch die Erfahrungen, die man damals während des Sepoyaufstandes in Indien machte, einen gewaltigen Stoß erhalten.

So kam es, daß Brooke bei einem neuen Besuche Englands im Jahre 1858 wieder eine sehr warme Aufnahme fand. Die Minister waren die Liebenswürdigkeit selbst zu ihm und boten ihm englisches Protektorat und Stationierung eines Kriegsschiffes bei Sarawak an. Auch die königliche Familie zeichnete ihn aus. Doch Brooke wollte damals von einem Protektorat nur hören, wenn man ihm alle für Sarawak gemachten Aufwendungen, die er nicht gerade niedrig veranschlagte, zurückerstattete. Dazu hatte die Regierung keine Neigung, und als gar wieder ein Wechsel im Ministerium eintrat und Lord Derby ans Ruder kam, schienen wieder alle Aussichten ins Wasser zu fallen. Doch Brooke gab das Spiel nicht verloren. Er schuldete der Borneo-Kompanie 100 000 Mark, hatte sein ganzes Vermögen in die Sache gesteckt und wollte nicht ohne neue Mittel abreisen. So wurde agitiert, geredet, eine Deputation zu Lord Derby geschickt u. dgl. mehr. Aber alles ohne Erfolg. Schließlich schenkte eine reiche Dame dem Rajah die 100 000 Mark, welche die Borneo-Kompanie zurückverlangte, und seine Freunde brachten auf dem Wege öffentlicher Sammlung als Nationalgeschenk für ihn 8800 Pfund Sterling auf. Er kaufte sich damit ein kleines Gut in England und deckte einige nötige Aufwendungen für Sarawak, wo die Sachen nicht zum besten standen. 1860 erst kehrte er in sein Fürstentum zurück, begleitet von einem eignen Dampfer, den ebenfalls seine Bewundererin, die reiche Dame, gestiftet hatte.

Er hatte während der nächsten Zeit dort vollauf zu thun, um Streitigkeiten mit dem Sultan, die während seiner Abwesenheit seine Neffen mit diesem erregt hatten, beizulegen und das Verhältnis mit den britischen Behörden in Labuan, die eine Zeit lang offen gegen Sarawak Partei genommen hatten, wieder auf guten Fuß zu bringen. Kaum war er damit zu stande gekommen, so kehrte er 1862 nach England zurück. Er fühlte sich krank und müde und setzte einen Neffen Kapitän Johnson, der wie der andere den Namen Brooke angenommen hatte, zum Thronfolger ein. In London verhandelte er mit Lord Russell wegen Anerkennung Sarawaks als unabhängiger Staat. Der Minister, welcher es lieber zum Protektorat oder zur Kronkolonie machen wollte, zögerte und entschloß sich am Ende, erst ein Gutachten Lord Elgins, des Generalgouverneurs von Indien, einzuholen. Dieser sandte den Gouverneur Singapores nach Sarawak, um sich von der Sachlage zu unterrichten. Wahrscheinlich wäre es nach Brookes Auffassung günstig ausgefallen, aber da erklärte Kapitän Brooke dem englischen Beamten, daß er sich nicht an England ausliefern lasse und mit seinen Unterthanen zu den Waffen greifen

werde! Das durchkreuzte Sir James Brookes Pläne. Er mußte schlenzig nach Indien reisen und seinen Neffen nach England heimfenden. Als das ohne Schwierigkeiten geschehen war, entschloß sich Lord Russell, Sarawak als unabhängig anzuerkennen und einen eignen Konsul daselbst zu ernennen. So war endlich Brookes Fürstentum verwirklicht. — Er lebte nun abwechselnd in Borneo und auf seinem englischen Landgute Burreater, während sein zweiter Neffe Charles Johnson die Geschäfte in Sarawak leitete. Am 11. Juni 1868 ereilte ihn in England der Tod.

Der eben erwähnte Neffe, der Sohn eines Pastors Johnson, der nun Sir Charles Brooke heißt, folgte ihm auf dem Rajathrone. Nach Sir James' Testamente sollen seine Söhne oder mangels solcher sein Bruder Stuart Johnson und seine Söhne die Erben sein. Sobald männliche Erben nicht mehr vorhanden sind, soll Sarawak an den englischen Thron fallen.

Das kleine Fürstentum wird heute vom Rajah und einem von ihm eingesetzten Beirat, in dem außer dem Rajah zwei Engländer und vier Häuptlinge sitzen, regiert. Einmal im Jahre tritt eine Versammlung aller Häuptlinge des Landes zusammen, um Gegenstände von allgemeinem Interesse zu erörtern. Jeder der fünf Distrikte steht unter einem englischen Residenten, der auch Gerichtsbarkeit übt. Der Rajah hat sich die Entscheidung in Berufungsfällen vorbehalten. Kultur von allerlei Nutzpflanzen ist der Hauptnahrungszweig der Bewohner. Europäisches Kapital spielt dabei keine Rolle, da ein Versuch mit Kaffeepflanzungen, den eine englische Kompanie dort gemacht hat, nicht von Erfolg begleitet war. Immerhin ist der Handel des Landes nicht unerheblich. Er belief sich im ganzen 1876 auf 10 940 000 Mk.; 1896 auf 14 480 000 Mk., wobei der schwer zu überwachende Verkehr mit dem Innern nicht gerechnet ist. Neuerdings entfaltet die Borneo-Kompanie eine gesteigerte Thätigkeit, seit angeblich der Betrieb der Goldminen von Sarawak durch Anwendung des Cyanidverfahrens sich lohnender gestaltet hat. Die Goldgewinnung durch Waschen, wie sie die Chinesen trieben, lohnt sich für Europäer hier nicht. Auch die Ausbeutung der Kohlenlager zeigt jetzt ansehnliche Erträge. — Die Einnahmen der Regierung von Sarawak aus verschiedenen Quellen beliefen sich 1896 auf rund eine Million Mark.

Neben diesem langsam emporblühenden, in so abenteuerlicher Weise entstandenen Fürstentum verfügt England heute noch über das Gebiet der Nord-Borneo-Kompanie auf Borneo. Diese besitzt außer der Insel Labuan noch ein ausgedehntes Gebiet an der Nordwestküste der Insel Borneo, welches Sir



Demaskiert. Nach dem Gemälde von E. Brack.

Alfred Dent durch Konzession vom Sultan von Brunei erworben hat, und ein Terrain an der Nordostküste, das durch den Sultan von Sulu im XVIII. Jahrhundert der ostindischen Kompanie überlassen worden ist. Die Gesellschaft ist bekanntlich 1881 ins Leben getreten auf Grund eines englischen Schutzbriefes und hat bei Gründung der deutsch-ostafrikanischen und Neu-Guinea-Kompanie als Vorbild gedient. Während aber letztere bald gescheitert sind, besteht die Nord-Borneo-Kompanie noch heute und macht anscheinend gute Geschäfte. Nicht ohne Grund kann man das Verdienst, England in solcher Weise ganz Nord-Borneo ohne ansehnliche Aufwendungen verschafft zu haben, dem Wagemut und der Geschicklichkeit Sir James Brookes zuschreiben. Ohne sein Beispiel wäre sicherlich Holland in den Besitz des ganzen Borneo getreten. — Die einstmals, als es noch Zeit war, von deutschen Unternehmern gegebenen Anregungen zu einer Festsetzung auf dieser großen, fruchtbaren Insel haben ja leider keine Verwirklichung gefunden.



Opapa. Von Max Grad.

Als wir uns kennen lernten, war sie gerade drei Jahre und vier Monate alt. Sie trug zum erstenmal in jenem Frühling ein ausgeschnittenes Kleidchen mit kurzen Ärmeln und einen mächtigen Schuppenhut aus weißem Roßhaargeflecht. Sehr bald flog er indessen in den Sand. Während das: „Mais non, Bébé, tu es méchante!“ der französischen Bonne ungehört verhallte, trippelte die Kleine auf mich zu, verschränkte die noch blütenweißen Arme auf dem Rücken und sah mich aufmerksam an.

Die junge Maisonne, die das neugeborene smaragdene Laub ausleuchten ließ und den lustig sprießenden sammetartigen Rasen übergieß, spielte in ihrem goldbraunen Ringelhaar. Drollig wippte darin ein Rosa-Schleichen aus schmalen Seidenband über dem linken Ohr auf und ab. Sehr interessiert verfolgte Bébé mein Spiel mit dem Stock, der im Sand Figuren zog. Dann drehte sie sich plötzlich um, lief zur Bonne, die eifrig lesend auf der gegenüberliegenden Bank saß und kehrte mit einem Kübelchen und einer Holzschippe zu mir zurück. Beides streckte sie mir entgegen:

„Willst Du aus einen Sipp haben?“

Und ich lehnte keineswegs ab, sondern nahm „den Sipp“ und schaufelte, grub und hackte mit meiner kleinen Freundin wohl eine Stunde lang. Mademoiselle mochte dabei eine unendliche innere Befriedigung fühlen. Gänzlich unbelästigt von ihrer Schutzbefohlenen konnte sie sich in den gelb gebundenen, zerlesenen Roman versenken, dessen Titelblatt sie sorgfältig verbarg.

Das Plappermäuschen Bébé ging unaufhörlich. Sie beherrschte die Kunst der Rede schon außerordentlich gut, wenn ihr auch noch manches „Sch“ und regelmäßig auch die „R's“ mißlangen. Bei dem hohen, hellen Stimmchen mußte ich immer unwillkürlich an ein Vögelchen denken, und die raschen, graziosen Bewegungen des feinen Körpers erinnerten mich an eine Eidechse.

Ich erfuhr da auch, daß sie viele Puppen habe und eine Küche, „aber mit ohne allerwirklichem Feuer“. Ferner sei sie glückliche Besitzerin einer „zuernen Schachtel“, auf der bunte Vögel gemalt seien, und wenn man „was Kleines außen behé“, mache sie wunderschön Musik. Ich fragte sie, wie sie heiße; da antwortete sie prompt: „Elsi, Mausmädli, Satzkind, dicke Pumpel, famoscs Frauenzimmer!“ Da wußte ich so ungefähr, daß sie, — wie es auch gar nicht anders sein konnte, — ein zärtlich geliebtes Kind sein und einen lustigen Papa haben müsse. Von dem mochte die nicht mehr recht zutreffende „dicke Pumpel“ und das „famosc Frauenzimmer“ stammen. Aber im Grunde interessierte mich nur sie selbst, so, wie sie vor mir ging und stand. Pflichtschuldigst erinnerte sich Mademoiselle der mitgebrachten Milch und des Zwieback. Es blieb mir nicht erspart, von beidem zu kosten, indem Elsi nach vorbildlichen Mustern mahnte: „Bav schlucken. Ist Dir sehr gesund!“ Und dann: „Nicht verslappen, kleines Ferkel!“ Gleich nachher blieben ihre goldbraunen, intelligenten Augen an meinem, nach der Mode spitz verschnittenen schon recht grauweißen Bart hängen. Aufmerksam verfolgten sie, wie ich einige Krumen, die sich darin versangen hatten, daraus zu entfernen versuchte. Erst zaghaft, jedoch immer energischer tippte sie darauf. Dann streichelte sie meine Wange und wisperte mir, als wär's ein ganz wichtiges Geheimnis, unsäglich zärtlich ins Ohr:

„Opapa!“

War's die weiche Lust und der duftige Hauch, der von irgend einem frühblühenden Strauch herüberkam? Wohligh überrieselte es mich. Wie von einer lieben Hand eingehüllt in etwas Warmes, Lindes, kam ich mir vor. Fest drückte ich das Kind an mich, das sich mir liebebedürftig anschniegte. Das braune Gefräusel berührte ich zag und scheu wie etwas Heiliges mit den Lippen, die plötzlich in einem ungestillten, bisher ungeklärten Verlangen brannten. Ein Neues erstand mir! An mir selbst lernte ich es kennen: Auch der Mann kennt

die Sehnsucht nach dem Kind! Nach dem seinigen, aus der Kraft seines Lebens, seiner Liebe!

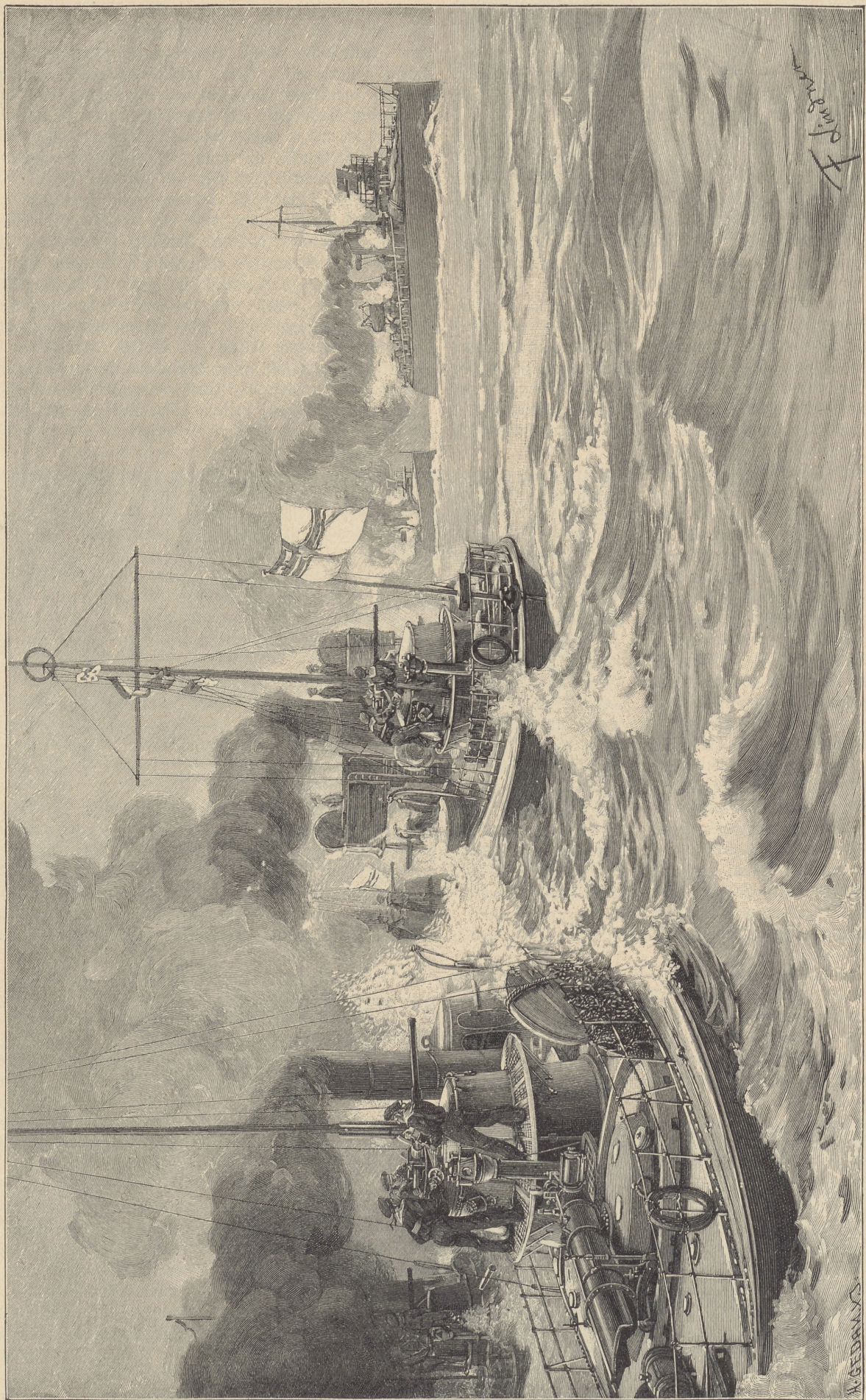
Lärmende Schulkinder kamen, und die Kontore, Geschäfte und Büreaus spieen all die Arbeitenden aus, die noch eilig vor dem Essen ein wenig Frühling erhaschen wollten. Ruhe und Stimmung waren dahin. Mademoiselle hielt eine Art Galopplesen ab, um wenigstens zum Kapitelschluß zu gelangen. Mit abwesendem Ausdruck klappte sie dann tief aufseufzend das Buch zu und versenkte es zu allerunterst, von der unbenutzten Stickerei bedeckt, in ihren Arbeitsbeutel. Sie rief Elsi und trieb zur Eile. Nur mein Versprechen, von nun ab öfter, vielleicht schon morgen wieder zur Bank zu kommen, verhinderte eine thränenreiche, laute Abschiedsszene.

Als ich durch die Anlagen ging, um ein Gartenlokal zu erreichen, in dem ich im Sommer gerne speiste, machte ich trotz allem wieder die Bemerkung, daß ich eigentlich gar kein Kinderfreund im allgemeinen war. Die Unzahl mehr oder minder gepuzter Affchen, alle mehr oder minder unartig schreiend, oder die unglaubliche Menge der Babywagen aller Art, nebst den dazu gehörigen Bonnen und Kinderfrauen, sowie mehrere furchtbar spießig und „über-bieder“ aussehende Mütter und Großmütter verstimmten mich fast noch mehr wie sonst. Halb- und ganzgeleerte Milchflaschen, Brot- und Semmelbroden oder gar Papiersegen und endlich eine mir entgegenflatternde Windel machten mir vollends klar, daß ich höchstens für auserlesene Exemplare der Spezies „Kind“ Sinn, Herz und Gemüt aufbringen konnte. Bei dem bloßen Gedanken graute mir, daß etwa meine eigene Frau, — wenn ich's soweit gebracht hätte, — hier mit darunter sein könnte. Die Kinder müßten doch an die Luft, — natürlich! Oder mein Ältester oder Jüngster wäre der Junge, der eben drüben hinter einem Baum die Rückenverlängerung verklopft bekam und dieses nervenzerrüttende Geheul anstimmte. In der warmen Sonne fröstelnd, konstatierte ich mit gewisser Wonne mein Junggefellentum, ohne jeglichen „Anhang“. Meine „über alle Zweifel erhabene Frau Klingl“ zu Hause hielt mir Kleider, Wäsche, ja, sogar meine Sammlungen in Ordnung und Sauberkeit. Sie bereitete den besten Mokka, den man trinken konnte, und kochte trefflich, sobald ich Lust hatte, zu Hause zu essen. Meine Parterrewohnung war trocken und ruhig; niemand existierte, der mir widersprach. Im Winter heizten zwei mächtige Amerikanerofen Hausgang und Zimmer ganz prachtvoll. — Was mir wohl ernstlich fehlen sollte? —

Hatte nicht der gleichfalls „absolut ledige“ Hauptmann a. D., der an meinem Tisch in der „Goldenen Blume“ saß, gestern gesagt, es würde heute Blaufelchen zum Mittagessen geben? Mir war, als röche meine schnuppernde Nase schon etwas davon. Ich ging schneller. — Blaufelchen sind feine, angenehme Fische; und so in Sahne und Petersilie — —

Ich hatte noch oft Gelegenheit, unter Jubel von meiner kleinen Freundin als „Opapa“ begrüßt zu werden. Als ich meinen Urlaub antrat, verreise auch sie mit ihren Eltern, so daß ich mich erst im Herbst auf erneute Bank-Rendezvous wieder freuen durfte. Aber Elsi kam und kam nicht, und meine Pläne, mit ihr die vielen blankbraunen wilden Kastanien, die der Wind heruntergeschüttelt hatte, aufzulesen und herrliche Spiele damit zu unternehmen, blieben unausführbar. Es war schon Mitte Oktober, als mir der Zufall Mademoiselle, die, wie es schien, trotz aller Passion für „gelbe“ Romane ihren Posten im Hause behaupten konnte, in den Weg führte. Von ihr hörte ich, daß die Kleine schwer an Masern und Keuchhusten erkrankt und deren Vater plötzlich verstorben sei. Die gnädige Frau warte nur Elsis völlige Genesung ab, um den Umzug zu bewerkstelligen. — Ich brauchte wahrhaftig eine ganze Zeit, um mich über den Verlust des niedlichen „Dreikäsehoch“ zu trösten. — —

Ein volles Jahr war vergangen, und das Andenken Elsis lebte noch immer warm in meiner Brust. Es war



Kampf einer Torpedobootsdivision mit Torpedobootgeräthern. Gemalt von F. Lindner.

mir stets, als hätte ein lichter Sonnenstrahl in einem dunklen, unbeglichen Raum einen Schimmer zurückgelassen.

Eines schönen, warmen Oktobertages aber würde wohl jeder, der Gelegenheit gehabt hätte, mich zu beobachten, nicht wenig über mich gelacht haben. Ganz plötzlich und unvorbereitet stand ich in den Anlagen Mademoiselle und Elsi — ich habe sie sofort wieder erkannt — gegenüber. Meine Freude war geradezu kindisch, und ich glaube, sie dementprechend geäußert zu haben. Wie als Geschenk für mich, heruntergefallen aus den goldbroten Blattdächern der breit ausgeladenen Kastranen, über denen der tiefblaue Himmel sich ausspannte, erschien mir das Kind.

„O Bébé est enchantée de vous revoir, Monsieur, n'est-ce pas?“ wandte sich die Bonne süß lächelnd an die Kleine. Diese aber war gar nicht „enchantée“, sondern überließ das ganz der Französin. Scheu und fremd blickte sie mich aus den schönen Augen an und hatte nicht die geringste Erinnerung an „Opapa“ behalten. Aber ich beschloß, aufs neue um sie zu werben wie ein Liebhaber um seine spröde Schöne. Drei Wochen sollte sie mit dem Fräulein hier bei einer Freundin ihrer Mutter bleiben und „aufbewahrt“ werden, weil man zu Hause ein „storchliches“ Ereignis mit Spannung erwartete. So lag doch immerhin einige Zeit vor mir.

Zunächst ließ ich Elsi möglichst in Ruhe und hatte nur meine stille Freude an dem allerliebsten Geschöpfchen. Größer, schlanker, und noch eidechsenartiger in seinen Bewegungen war es geworden. Ich rechnete eiligst sein Alter nach und fand, daß es außerordentlich klug für eine noch nicht Fünfjährige ausjah. Allerlei an ihr befremdete mich zuerst. Daß sie nun „Sch“ und „R“ richtig aussprechen konnte, störte mich anfangs geradezu. Ich gewann aber an jenem Vormittag ihr Herz bereits so weit wieder, daß sie gnädigst geruhte, mit mir Ball zu spielen, und mir huldvollst gestattete, für einen grün und goldig schimmernden Käfer ein Haus aus einigen Holzspähnen und Papier zu bauen. Zum Schluß bat ich sie, wieder „Opapa“, wie früher, zu mir zu sagen. Verlegen lächelnd erfüllte sie endlich meinen Wunsch, ohne den Sinn dieses „wieder“ zu verstehen. Nach ein paar Begegnungen schien unsere Freundschaft auf dem besten Wege zu sein, tiefer denn je zu werden. —

Da brachte Elsi eines Tages ein etwas älteres Mädchen mit, das öfter mit ihr spielte und das ich als das Töchterchen einer mir bekannten Dame erkannte.

Ich ärgerte mich darüber, ohne recht zu wissen warum, und witterte ohne weiteres in ihm instinktiv eine Feindin. Es war ein wenig hoffnungsvoller Herbsttag. Morgens

hatte es gereift, und die bis jetzt immer so strahlende Sonne kam nur auf eine Stunde, halbblind und verschleiert, heraus. Mir war frostig und trübe zu Mute. Ich traf dann auf „unserer“ Bank meine kleine Freundin. Das fremde Mädchen war leider auch wieder mitgekommen und hatte ihre neue Puppe mitgebracht. Beide spielten so eifrig und mit so überaus komischem Nachahmungstrieb damit, daß ich mich zuerst sehr belustigte. In der Folge aber fühlte ich mich zurückgesetzt und vernachlässigt. Ich versuchte alles Mögliche, Elsis Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, aber es gelang mir nur recht mangelhaft. Ein Viertelpfund Pralinées, das natürlich die Fremde mit aufessen half, lockte die Treulose endlich doch wieder an meine Seite und sogar für Minuten auf meine Kniee. Für den Rest der Bonbons mußte mir die genähtige kleine Eva mehrere Küsse spenden und „lieber Opapa“ sagen. Aber, was ist erkaufte Liebe? Alles half nichts! — Die Puppe und die Spielgefährtin siegten doch. Bald wieder alleingelassen, ging ich mißmutig auf und ab, denn es wurde zum Sitzen viel zu kalt. Die beiden Kinder standen abseits. Elsi hielt die schöne Puppe inbrünstig im Arm, und die Fremde redete unaufhörlich auf sie ein, indem beide mit ganz verschiedenem Gesichtsausdruck auf mich schielten. Ich hatte keine Lust mehr zu bleiben und wollte Lisi „Lebewohl“ sagen. Ihre kleine Hand lag in der meinen: „Adieu, Elsi! — Nun, und Du sagst heute nichts? — Sage schnell einmal: Adieu Opapa, und auf Wiedersehen!“

Das Kind warf einen raschen Blick auf die Gefährtin, die sich entfernt hielt. Ein unsympathisches, halbes Lächeln spielte altflug um deren Mundwinkel.

Leichtes Rot stieg in Elsis liebliches Gesichtchen, und trotzig wölbten sich ihre kirschroten, vollen Lippen. Dann riß sie sich von mir los und stieß hervor: „Du, — Du, Du bist, — Annen hat gesagt, ich hätte gar keinen Opapa! Gar keinen! Du, — Du bist ein ganz fremder Mann, — nicht mein Opapa, überhaupt gar kein Opapa!“

Ein kalter Wind wirbelte bestaubtes, zusammengekehrtes Laub auf. Er riß Elsi den Hut vom Kopf, und beide Kinder jagten diesem jauchzend nach. Um meine Ohren pfauchte und pfiß es: „Herbst! Herbst! — Eines kalten, einsamen Winters Vorbote!“ —

Eine behaglich durchwärmte Wohnung, — eine ordentliche Haushälterin, ein Piano, — viele interessante Bücher und Sammlungen! — Freunde? Freunde!!? —

Gelb, verwitert und fahl standen die Wiesen. Krähen scharten sich in den halb entlaubten Baumkronen. Keine blieb lange allein. Allein, wie ich! — Nein, — ich bin wirklich kein Opapa — niemandes, — niemandes Opapa! —

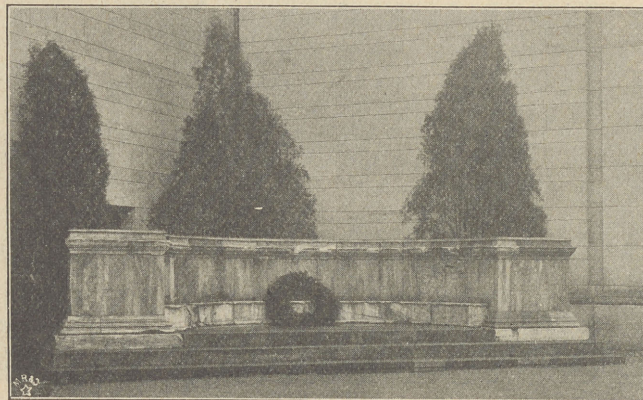
Das Berliner Pergamon-Museum.

Mit acht Abbildungen.

Des Deutschen Reiches Hauptstadt ist um einen Kunstdenkmal bereichert worden, der seinesgleichen in der ganzen Welt nicht hat: dem Pergamon-Museum eröffnet, das seinen Namen nach dem wichtigsten Teil der hier vereinigten Fundstücke trägt.

Die Hauptansicht des Museums sowie eine Darstellung aus diesem und die Abbildungen der beiden maßgebenden Kunstgelehrten sind bereits zusammen mit einer geschichtlichen Zusammenstellung der Ausgrabungen und des Baues in der Beilage: „Aus der Zeit — für die Zeit“ der Nummer 14 ver-

öffentlicht worden. Wir gehen aber heute noch näher auf den Inhalt des einzigartigen Baues ein.



Vor dem Haupteingang: Marmorbau von König Attalos II.

Auf den Trümmern des macedonischen Weltreiches entstand in Kleinasien, nahe der Küste von Troja und Smyrna, auf schroffem Bergesrücken die Königsstadt des neuen Reiches der Attaliden. Das ruhmreiche Herrschergelecht verdankte seinen Namen Attalos I. (241—197 v. Chr.), der ebenso groß war als Kriegerheld, wie als Freund der Künste. Er schlug u. a. die zu jener Zeit Kleinasien verheerenden Schwärme der Gallier und ließ zum Gedächtnis seiner Siege herrliche

Denkmäler anfertigen, von denen heute leider nur noch verstümmelte Sockel vorhanden sind. Von der Schönheit der Originale aber der auf diesen traurigen Resten einst prangenden Bronzefiguren gestattet einen Begriff noch jetzt der berühmte, in Marmor nachgeahmte, sterbende Gallier des Kapitولينischen Museums zu Rom.

Des Herrschers Sohn, Eumenes II., glich dem Vater in jeder Hinsicht. Er schuf auch den großen Altar des Zeus und umgab diesen mit dem Hochrelief, das den Kampf der Götter mit den Giganten darstellte. Hauptsächlich um dieses Werkes willen ward das Museum gebaut. Wirkt in diesem noch heute, unter niedrigem Glasdach und mit teilweise verwittertem Relief, der Altar gewaltig, so kann man sich vorstellen, daß sein Eindruck einst überaus großartig gewesen sein muß, als er in voller Schönheit prangte unter Kleinasien's blauem Himmel. Er verkörpert den Triumph der höheren sittlichen Idee über rohe Naturkräfte, der hellenistischen Welt von Pergamon über die barbarischen Gallier. Nach den griechischen Sängern Homer und Hesiod waren die Giganten ein den Göttern nahestehendes Geschlecht. Spätere Dichter schilderten dann einen Kampf der Giganten gegen die Götter (die Gigantomachie) in sehr verschiedener Weise. Seine künstlerisch vollendetste Darstellung ist die des Perga-



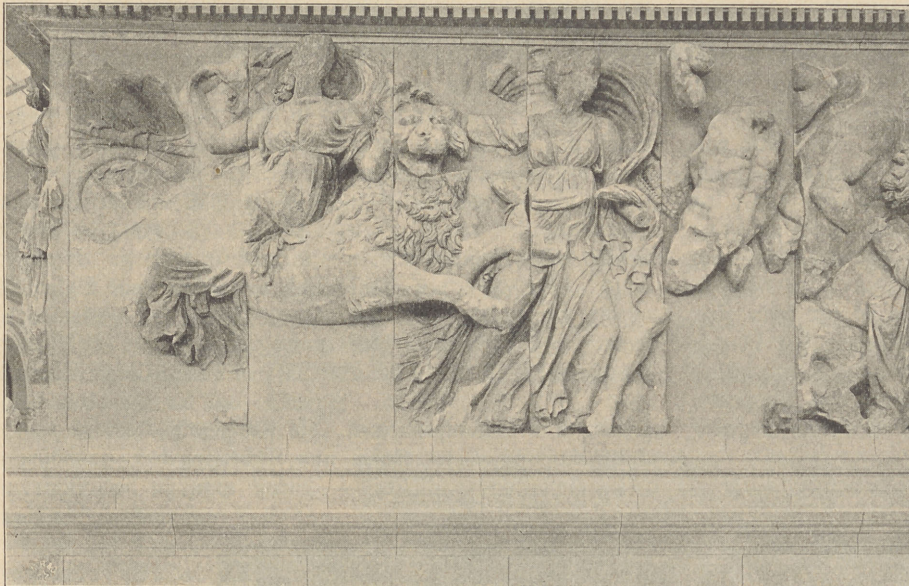
Kronos. Uranos.
Südseite des Altars, nach Osten zu.

Benutzung aller antiken Reste erbauten Ringmauer und schickte seine Beute sämtlich nach Berlin. Die Folge davon war, daß der Berliner Museumsdirektor Alexander Conze die wenigen, schon ausgegrabenen, großen Platten richtig auf den, aus der antiken Literatur bekannten Zeusaltar von Pergamon zurückführte und, um diesen zu entdecken und die weiteren Teile zu finden, für Humann, unterstützt durch den damaligen deutschen Kronprinzen, ein türkisches Fradé erwirkte.

Bemerkt sei hierbei, daß nach dem türkischen Antikengesetz je ein Drittel dem Grundbesitzer, der Regierung und dem Finder gehört. Ist die ottomanische Regierung selbst Grundbesitzerin, so überläßt sie gewöhnlich auch das zweite Drittel einer fremden Regierung — in unserem Falle der preussischen, deren Beauftragter Humann war. Ob und wie viel etwa vom letzten Drittel dann schließlich noch verkauft wird, kommt in erster Linie auf den jeweiligen Einfluß der betreffenden fremden Regierung an.

Anfang September 1879 begann Humann seine, sozusagen, amtlichen Ausgrabungen auf der alten Akropolis im Namen des deutschen Kronprinzen und stieß schnell auf den von ihm gesuchten Zeusaltar. Seine

Berechnungen hatten ihn nicht getäuscht und er, der Ingenieur und Geschäftsmann, ward jetzt vollkommen Archäologe. Er eilte nicht einmal nach dem 28 Kilometer entfernten Smyrna, als ihm dort seine Gattin den ersten Sohn schenkte. Nicht lange, so kam für einige Zeit nach Pergamon auch Conze, der Humann stets auf das eifrigste unterstützte,

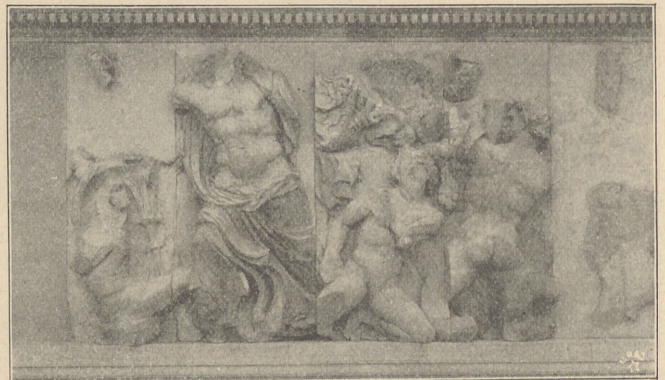


Kronos. Typhon.
Südseite des Altars (Eckplatte nach Westen zu).

menischen Altars, die zugleich den Zusammenhang zwischen hellenistischer (d. h. der Nachblüte hellenischer) und römischer Kunst, der bisher in Dunkel gehüllt war, klargelegt hat.

Von Eumenes II. stammen u. a. einige schöne Statuen her, die seine berühmte Bibliothek schmückten. Eine Erinnerung an den Nachfolger und Bruder, Attalos II., ist die halbkreisförmige Marmorbau (S. 20) vor dem Haupteingang, die sich links von diesem befindet. Attalos III. (138—133 v. Chr.) vermachte bereits testamentarisch den Römern sein Reich, das nun für Jahrhunderte zu neuer herrlicher Blüte gedieh. Schließlich aber verfiel es und, als auch die um 1000 n. Chr. aus den Kunstwerken früherer Jahrhunderte hastig aufgetürmten Mauern den Anprall der Feinde nicht abzuhalten vermochten, wurde die Akropolis dauernd verlassen. Am Fuße des Berges entstand die neue Türkenstadt Bergama, und über diese schauten weithin die verödeten, nur noch von Kaldbrennern belebten Trümmer aus glanzvollen, alten Zeiten in die Lande.

Hier ließ denn endlich der Ingenieur Karl Humann neues Leben aus den Ruinen erblühen. Von 1869 ab hielt er sich geschäftlicher Zwecke halber vorwiegend in Bergama auf und suchte mit Erfolg bei jeder Gelegenheit auch auf der Akropolis nach Kunstschätzen. Er fand solche besonders in einer riesigen, etwa 1000 n. Chr. von den Byzantinern unter



Kronos. Typhon.
Südseite des Altars.

dessen Werk nach des Ingenieurs Tode weiterführte und noch heute — er ist seit Jahren Generalsekretär der Centraldirektion des Archäologischen Institutes — die Ausgrabungen fortsetzt.

Daß bei weitem die meisten Fundstücke bisher dem Publikum entzogen blieben, nur des Platzmangels halber — unter dem ja überhaupt fast alle Berliner Museen leiden — ist bekannt. Dem thatkräftigen Eingreifen des Kaisers verdanken wir das neue Museum, das nun die Ergebnisse der, in Pergamon und anderwärts nach bestimmtem Plan vorgenommenen Ausgrabungen uns vorführt. Es ist von 1897 bis 1899 gebaut worden. Für seine äußere Gestaltung waren nicht künstlerisch-ästhetische Rücksichten maßgebend, sondern praktische. Insofern praktische, als die wesentlichste Aufgabe diejenige war, den Pergamenischen Zeusaltar und seinen bildnerischen Schmuck zur denkbar besten Geltung kommen zu lassen.

Im übrigen beherbergt das neue Museum, auch abgesehen von Pergamon (und hier kommt nicht nur dessen Zeusaltar in Betracht, sondern auch mancherlei anderes, besonders aus der römischen Kaiserzeit) noch eine Fülle von Fundstücken aus anderen, hellenistischen Städten Kleasiens. Hierher gehört Magnesia am Mäander mit seinem uralten Artemistempel, der von Hermogenes erneuert ward und dem berühmten Baumeister Vitruv teilweise das Material für seine Lehre gab. Wichtiger noch ist Priene, vorwiegend freilich durch seine Kleinfunde, durch die es für seine Zeit dieselbe Rolle spielt, wie Pompeii. In neuester Zeit ist von der deutschen und der türkischen Regierung gemeinschaftlich in dem jetzt auch ausgegrabenen Markthaus von Pergamon für derartige Fundstücke ein besonderes Museum angelegt worden.

Betrachten wir uns nun das Innere des Museums näher.

Wir betreten es, nachdem wir auf der Berliner Museumsinsel durch die Säulenhalle der Nationalgalerie herumgegangen sind und ein eisernes Gitterthor passiert haben, vom

Haupteingang aus, neben dem links die schon vorher erwähnte, antike Bank steht. Beim Eintritt fällt unser Blick sofort auf die Westseite des großen Zeusaltars, die in den Einzelheiten und

Maßen genau nach dem Original aufgebaut ist. Die Freitreppe ist jetzt freilich in der Mitte ausgeschnitten und durch eine moderne Säulenhalle ersetzt. Ferner lag die Wand, die jetzt unmittelbar hinter den oberen, den Bau krönenden, antiken Säulen steht, ursprünglich $1\frac{1}{2}$ Meter zurück. Der Unter-

bau des riesigen Opferaltars bestand früher aus einem Netzwerk von massiven Mauern, an deren Stelle man im Museum einen rechteckigen Saal angeordnet hat. Weiter sind zu Studienzwecken in einem Sockelgeschoß, das den Mittelsaal auf drei Seiten umgibt, Skulpturen, Inschriften zc. zusammengestellt. Dieser Teil ist dem Publikum im allgemeinen nicht zugänglich, sondern wird nur auf besondere Erlaubnis hin gezeigt.

Endlich sind zersplitterte, minderwertige Reste von Inschriften, Werkstücken, Skulpturen u. dergl. in Kellerräumen niedergelegt.

Vor dem Zeusaltar erblickt der Eintretende ein prachtvolles Mosaik, das einst den pergamenischen Königspalast schmückte. Vervollständigt war es von Hephaestion, dessen Namen man noch liest inmitten des, als ein Meisterwerk ersten Ranges wieder hergestellten Kunstwerkes. Hinter diesem Mosaik sieht man, als wohlverdiente Ehrung, Humanns Marmorbüste zu Füßen des Altars. Den Kernpunkt und Mittelpunkt des Ganzen aber macht die Gigantomachie aus.

Dem Original entsprechen in allen Maßen Sockel, Hochrelief und Deckgesims, dessen Platten (bis auf zwei) genau über den richtigen Stellen des Frieses sich befinden. Ursprünglich war das Relief 2,30 Meter hoch und bestand aus Marmorplatten von $\frac{1}{2}$ Meter Dicke und 0,60 bis 1,10 Meter Breite. Die Versahnnummern sind noch jetzt oft zu erkennen. Einzelne Gestalten des Frieses sind vorwiegend aus Splittern wieder hergestellt, und die gesamte Arbeit der Zusammenfügung der Bruchstücke hat unter Leitung der Bildhauer Freres und Possenti in der Werkstätte der königlichen Museen etwa 20 Jahre erfordert. Zumeist sind die Giganten dargestellt mit Schlangenbeinen, die selbständig kämpfen, mitunter auch mit Löwenköpfen und Löwenpranken, ausnahmsweise auch rein menschlich. — Wenn man in das Museum eintritt, so hat man vor sich die

Westseite des Altars, dessen große Treppe jetzt in der Mitte ausgeschnitten ist. Wenden wir uns sofort nach rechts, so erblicken wir — auf unserer Abbildung (S. 20) deutlich zu erkennen — als erste Gestalt an der Südseite Rhybele, die Göttermutter, die auf einem Löwen reitet. Vor ihr sieht man eine Begleiterin, vermutlich Abdrasteia, und so dann hinter den



Der Gigant. Athena. Ge, die Erdgöttin und Mutter des Althoneus.
Südseite des Altars.



Rhy, die Göttin der Nacht.
Nordseite des Altars.

verstümmelten Resten eines den Hammer schwingenden Mannes dessen Gegner, den Giganten Typhon, der den Oberkörper eines Buckelochsen besitzt. An diese Gruppe schließt sich diejenige der großen Himmelslichter. Unser nächstes Bild zeigt uns eine der bemerkenswertesten Platten: ein schlangen-

beiniger Gigant besitzt den Oberkörper eines Löwen und schlägt sein Gebiß, sowie seine Pranken in Bein und Arm des jungen Gottes Ather, des Bruders der Göttin des Tages (Hemera), rechts davon sieht man den bärtigen mit Flügeln ausgestatteten

Himmelsgott Uranos, vor dem zur Erde ein Gigant gesunken ist, der sich mit der Rechten stützt und den fellumwickelten, linken Arm zur Verteidigung erhebt.

Auf der Ostseite des Altars finden wir die gewaltigste Gruppe des ganzen Frieses, bei deren Ausgrabung Hermann Freudenthränen vergoß: die des Waters der Götter und Menschen. Vor Zeus liegt, von einem Blitz am Schenkel durchbohrt, ein junger Gigant, und ein zweiter Blitz wird von dem die Agis schüttelnden Kroniden nach rechts gegen Porphyrion geschleudert, den ungeheuerlichen König der Giganten. Unmittelbar dahinter hebt Athena den Giganten Alkyoneus vom Erdboden empor, da er als Sohn der Erdgöttin Ge, deren Haupt, um Mitleid flehend, aus dem Boden emportaucht, nur außerhalb der Erde sterblich ist (S. 22). Der Athena, welcher Nike, die Siegesgöttin, von rechts heranschwebend schon den Kranz bringt, heilige Schlange hat den Giganten umschlungen und versetzt ihm den tödlichen Biß in die Brust. Von ihm links lag einst, heute nicht mehr recht erkennbar, Entelados, auf den Athena die Insel Sizilien geworfen hatte.

Auf der Nordseite des Altars, immer nach rechts schreitend, sehen wir unter anderen Gruppen Nyx, die Göttin der Nacht, die ein von einer Schlange umwundenes, bauchiges Gefäß — das Sinnbild des Sternbildes Hydra — gegen einen ins rechte Knie gesunkenen, bärtigen Giganten schleudern will. Endlich zur Westseite des Altars wieder herumgehend, finden wir des Poseidon Sohn, Triton. Diese Gruppe war bereits in der Nummer 14 des

Daheim Seite 3 abgebildet. An sie schließen sich die letzten Platten des Ganzen. Nereus kämpft am Beginn der linken Treppenwange hinter seiner Gattin Doris, der sich nach rechts die letzten Meeresgötter anreihen, die heutzutage leider ziemlich unkenntlichen

Gestalten des Okeanos und der Thetys (S. 23).

Dem Kampf der Götter und Giganten gegenüber ist auf der Südseite und Westseite des Umganges der wesentlich kleinere Fries des Telephos angebracht, der aber sehr verstümmelt und kaum zu einem Drittel zusammengesetzt ist. Er ist unmittelbar neben dem Eingange aufgestellt worden, in der alten Höhe über dem Fuß-

boden. Telephos, der Ahnherr der Attaliden, war ein Sohn des Herakles und der arkadischen Prinzessin Auge, die von ihrem Vater in einer Arche wegen ihres Fehltritts dem Meere übergeben und später durch König Teuthras in Kleinasien adoptiert ward. Ihr von einer Löwin genährter Sohn Telephos sollte als Sieger im Kampf gegen Ibas ihre (seiner Mutter) Hand bekommen, aber zwischen beiden schnellte sich im Brautgemach eine Schlange zischend empor. Telephos ward dann als König von des Achilleus Lanze verwundet und suchte Genesung in Argos. Einen Teil dieses Frieses geben wir im nebenstehenden Bilde gleichfalls wieder.

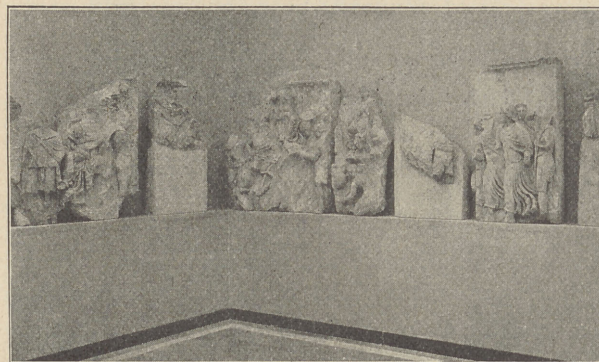
Außer dem Telephosfries enthält der Umgang um den Altar noch eine Menge von Sockeln, Architekturteilen, Skulpturen u. dgl. m. Endlich ist dem Publikum auch geöffnet ein, jetzt in den Tempel eingebauter Lichthof, der vorwiegend Architekturen beherbergt, bei denen, im Gegensatz zu dem sonst beobachteten Verfahren, eine teilweise Ergänzung der antiken Stücke durch Cement und Gips vorgenommen ist.

Besonders bemerkenswert ist in diesem Raum eine kolossale Marmornachbildung des einst aus Gold und Elfenbein angefertigten Standbildes der Athena Parthenos von Phidias.

Dr. H. Pastenaci.



Nereus. Doris, seine Gattin. Okeanos.
Westseite des Altars, an der linken Treppenwange.



Telephos-Fries (Ecke der Süd- und der Westseite).
a. Herakles erblickt Auge. b. Bau der Arche für Auge. c. Landung der Arche in Mylien.

Abendstimmung.

(Eisgang auf der Unterelbe.)

Hinter schwarz verzweigten Ästen
Purpurn steht der Feuerball,
Sanfte Winterdämmerfarben
Tönen rings das nackte All.

Jenseit Hügel, Wald und Mühle
Ragen fern ins Violett,
Blau und rosa Wolken spiegeln
Sich in dem vereisten Bett.

Majestätisch schwebt die Fläche,
Blau ergrünt der weiße Plan,
Und in bräunlichgoldner Ruhe
Adert sich die Wasserbahn.

Schon die gelben Lichter blitzen,
Blinklicht schlägt sein Auge auf,
Schiffe und die Menschenherzen
Richten hafenvärts den Lauf.

Nur die Schollen wandern schweigend
Zu der Kimm, die seewärts bleicht,
Dort, woher ein eiskalter
Atem durch das Stromthal streicht.

Johannes Wilda.

Familientisch. — Sammler-Deheim.

Bu unseren Bildern.

Das erste Bild unserer heutigen Ausgabe ist unserm Kaiser gewidmet, dessen 43. Geburtstag das deutsche Volk am 27. Januar feiert. Der Herrscher steht in großer Admiralsuniform auf einer Terrasse; den Hintergrund bildet das Meer mit einem Kanzergehwader: es ist der Schirmherr und Befehlshaber der deutschen Wehrmacht zur See, der kraftvolle Förderer der deutschen Weltpolitik, den F. A. Kaulbach in seinem stolzen Bilde darstellt. Ein Stück dieser Wehrmacht zeigt uns F. Lindner in seinem „Kampf einer Torpedobootdivision mit Torpedobootjägern“. E. Brack's bildhübsches Dämchen spricht von Ball- und Faschingsfreude; es ist ein reizendes Gesichtchen, das sich hinter der schwarzen Maske versteckt hatte, keine Enttäuschung, sondern wohl eine allerliebste Überraschung.

„Der Wein.“

Von Hanns v. Zobeltitz.

Sammlung illustrierter Monographien. (Hagen & Kasing. Völsfeld und Leipzig.)

Es ist eine Freude und bringt Gewinn, das in der Überschrift angezeigte Buch zu lesen; eine Freude, denn man wird wieder jung und durchlebt im Geiste noch einmal frohe Tage, in denen man einen der geschilderten Weine trank — ein Gewinn, denn das Buch bietet in leichtem Blandertone reiche Erfahrung und erhöht dadurch den Weingenuß, gerade wie, nach Humboldt, der Naturgenuß durch Erkenntnis verdoppelt werden soll. Außerdem aber wird bei der Lektüre dieses Zobeltitz'schen Buches noch ein großer kultureller Vorteil herauspringen: man wird darüber nachzudenken beginnen, welche Vorzüge der heiter und froh stimmende Wein dem schwerfällig machenden Biere gegenüber besitzt.

Unter allen deutschen Weinen ist „Mosel“ heute Trumpf, welcher leicht ist, mit etwas mehr Säure begabt und doch frisch, von feiner Blume, die bei edlerem, abgelagertem Gewächs sich zu wunderbarem, duftigem Bouquet steigern kann. Wer Moselwein kennen lernen will, dem rate ich, im Frühjahr oder Herbst auf einige Wochen nach Trier zu pilgern, wo die besten Keller an der ganzen Mosel sind und die edelsten Tropfen ausreifen. Dort kann er die Zunge üben und daneben ein Milieu von Natur und Altertum genießen, wie es keine zweite Stadt Deutschlands bietet. Der Forscher findet dort auch manchen überraschenden Beitrag zur Geschichte des Weinbaues in Deutschland. — Das Museum zu Trier birgt eine Fülle von Zeugen aus römischer Zeit, darunter eine große Zahl von Grabmonumenten, welche bei Neumagen, fünf Stunden von Trier moselabwärts, ausgegraben worden sind. Professor Hettner, der altertums- und weinkundige Direktor des Museums (wohl dem, welchem er Führer ist!) hat überzeugend nachgewiesen, daß diese Skulpturen aus dem II. Jahrhundert n. Chr. stammen, und da eine Zahl von ihnen beweist, daß zur Zeit ihrer Entstehung ein blühender Weinbau an der Mosel herrschte, so kann nicht Kaiser Probus die Kultur der Rebe dorthin verpflanzt haben, sondern lange vorher schon muß der Weinbau von dem südlichen Gallien aus an die Mosel vorge- drungen sein.

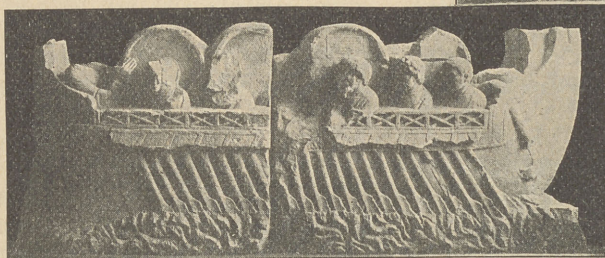
Zwei der Steine fallen besonders in die Augen. Sie stellen mit Weinfässern beladene Schiffe dar, welche von gallischen Ruderern bewegt werden (s. d. Abb.). Benutzten denn

die Alten überhaupt hölzerne Weinfässer? Ließen sie ihren Wein nicht vielmehr in thönernen Dolien reifen, und bewahrten ihn auf und transportierten ihn in Amphoren oder Schläuchen? In der That bedienten sich ursprünglich Griechen und Römer nur thönerner Gefäße (auch die berühmte Tonne, in welcher Diogenes so erfolgreich posierte, war aus Thon hergestellt), die hölzernen Fässer waren eine Erfindung der gallischen Kelten, von denen aus der Brauch sich zu allen jenseits der Alpen wohnenden und Weinbau treibenden Völkern fortpflanzte. Hier lernten erst die Römer das Holzfaß (cupa) kennen. Beweis: jene bekannte Darstellung an der Trajanssäule, auf welcher Soldaten Fässer in flache Boote verladen, Beweis ferner ein 1601 zu Augsburg gefundenes Basrelief, welches einen Kellerraum mit Fässern zeigt, und endlich unsere beiden so charakteristischen Skulpturen im Museum zu Trier. Beweigend ist auch eine Stelle bei Plinius (Hist. natur. XIV, 21: Magna et collecto iam vino differentia in caelo circa Alpes ligneis vasis conduit circulisque cingunt), nach welcher in den Keltenländern der Wein in hölzernen Fässern aufbewahrt wurde, wobei es auch vorfam, daß weniger alkoholfreicher Wein geiror und die Fässer sprengte.

M. Kirmis.

Sammlungen von Nutzholzern.

Die großen Lehmittelhandlungen führen in ihren Katalogen ständig auch größere oder kleinere Sammlungen von Nutzholzern als Hilfsmittel für den Unterricht auf. Meist werden solche nur in Fachschulen be-



Römische Grabmonumente. Gefunden bei Neumagen.

2. Jahrh. n. Chr. Provinzialmuseum in Trier.

nutzt, aber mit Unrecht, denn die Frage: „Was für Holz ist das?“ hört man im gewöhnlichen Leben, erst recht aber von Sammlern so häufig ansprechen und bei so einfachen Fällen, daß man sich über die große Unkenntnis wundern muß. Hat erst irgend jemand aus praktischen oder wissenschaftlichen oder aus Zufallsgründen angefangen, Holz zu sammeln, dann wird ihn sicher die Sache immer mehr und mehr wegen der vielen dabei auftauchenden Gesichtspunkte paden. Zuerst interessieren die physikalischen Eigenschaften des Holzes, besonders die Farbe und die Härte, dann wird man Rücksicht nehmen auf die Herkunft, auf die Bodenart, welche der Baum bevorzugt, auf die Zugehörigkeit zur Pflanzenfamilie, auf die Verschiedenheit des Holzes im Frühjahr und im Winter, man wird an die besonderen chemischen Stoffe denken, welche dieses oder jenes Holz in seinen Gefäßen enthält, und man wird endlich die Verwendbarkeit des Holzes nach rein ästhetischen und künstlerischen Gesichtspunkten in Frage ziehen. Am besten legt man sich die Holzsammlungen selbst an, das gibt die schönsten Kollektionen, macht Freude und bringt schon durch die Auswahl und die Zubereitung des Stückes Nutzen. Man wählt die Proben nicht zu klein, stets von gleicher Höhe, etwa 5 Centimeter, im Querschnitt eines Quadranten oder rund als ganzen Ast und so, daß man die Wachstumsrichtungen, Mark, Kernholz, Splint, Kambium, Bast, Rinde genau sehen kann; die eine Seite kann poliert werden. Die deutschen Nutzholzer werden etwa 100 Varianten umfassen. Eine ganze Zahl davon kann man von Tischlern und Drechsler erhalten, sehr vieles aber muß man sich selbst aus Wäldern und von Rainen holen, denn die Kenntnis und die Benützung vieler einheimischer Holzarten ist in den letzten hundert Jahren fast zurückgegangen. Welcher Tischler kennt und benützt jetzt z. B. Escheholz (Sorbus terminalis), Sandborn (Hippophae rhamnoides), Hartriegel, Kornelkirsche, Wimpernuß, Rainweide, Pfaffenhütchen, — selbst Küster und Ulme werden wenig gebraucht, und doch, welche Feinheiten in der Maserung und welche Variationen in den Farbentönen liefern die

genannten Hölzer! Noch größer als die Zahl der heimischen ist die der ausländischen Nutz- und Zierhölzer. Der Kreis vermehrt sich von Jahr zu Jahr, enorme Summen werden in ihnen umgeworfen, — so betrug z. B. Hamburgs überseeische Holzeinfuhr i. J. 1899 rund 21 Mill. Mark. Schon im Altertum waren das Ebenholz sowie das rote und das weiße Sandelholz hochgeschätzt, und Gegenstände aus diesen Holzarten galten als Kostbarkeiten. Die Ebenholzer, welche jetzt verwendet werden, kommen meist aus Afrika und Ostindien in den Handel. Sie stammen hauptsächlich von Arten der Gattung Diospyros ab, das durch seine Härte und Festigkeit ausgezeichnete „Zanzibar Granadille“ rührt von einer Leguminose, Dalbergia melanoxylon, her. Die Ebenholzer sind nicht immer schwarz, es gibt graue und grüne Varianten, Diospyros virginiana liefert sogar ein fast weißes, durch seine Härte hochgeschätztes Holz. — Den Ebenholzern reihen sich, was Härte und Widerstandsfähigkeit anbelangt, das Cocus-, Vera- und Guajacholz an; sie kommen alle drei aus Westindien oder den Nordstaaten Südamerikas; das Buchholz ist eine Variante des Guajacholzes. Aus Ostindien, Java und Hinterindien beziehen wir das für den Schiffsbau unübertroffen dastehende Teakholz, zugleich wegen seiner Widerstandsfähigkeit gegen Insekten und Feuchtigkeit als Bauholz in den Tropen gesucht, die Mahagonibäume (Swietenia) bilden in Westindien und Mittelamerika mächtige Wälder. Die Rhoya senegalensis liefert das schon dunkle westafrikanische Mahagoni. Jacarandaholz (Polifander- oder Polgrandenholz) stammt aus Brasilien, wahrscheinlich ist die Stammpflanze eine Bapitianiacee. Andere wertvolle Möbelhölzer sind z. B. Amarantholz (Copaifera bracteata) und Rosenholz (Physocarpus floribundum) aus Brasilien, Satinholz aus Westindien, die roten Hölzer „Paduk“, „Galiatir“ (Pterocarpus indicus und Pt. santalinus) und Korallenholz. Naturfarbige bunte Hölzer zu Interieurs gibt es eine ganze Zahl. Gelb z. B. sind: Gelbholz, Sauerborn, Fichtelholz, — rot oder violett: Fernambuk, Blau-, Sandel-, Amarantholz, — dunkel: Guajac-, Eben-, Polifander-, Teakholz u. c.



Man kann auch in die Lage kommen, unbekannte Hölzer bestimmen zu müssen. Dann muß man in erster Linie auf die Struktur achten. Das Holz der Nadelhölzer ist homogen, im Gegensatz zu dem der Laubhölzer. Die Gefäße sieht man mit bloßem Auge bei: Eiche, Hainbuche, Ulme, Eiche, beim Kork-, Teak- und roten Sandelholz, — sehr enge Gefäße haben: Birnbaum, Kiefer, Weißbuche, Buchsbaum, Beinholz und Pfaffenhütchen. Zur Charakteristik der Holzarten dienen auch: die Anordnung der Gefäße, die Anwesenheit oder Unkenntlichkeit der Markstrahlen, sowie deren Breite, — ferner die Ungleichheit der Umwandlung des Splintes in Kernholz, die bei den meisten Holzarten verschieden sind. Lebhaft gefärbt ist stets nur das Kernholz. M. K.

Notizen.

Autographen. Am 6. Januar d. J. wurde in Hamburg durch Emil Mühlensfordt die Autographensammlung des verstorbenen Direktors Nolagin versteigert. Es kamen etwa 400 Nummern in 113 Konvoluten zum Aufgebot; der Verlauf deruktion war äußerst lehrreich, das überraschend hohe finanzielle Ergebnis dürfte weitestgehend mit einer Folge des geschickten Arrangements der Versteigerung sein. Zwei bisher unbekannte Briefe Heinrich Heines, deren Inhalt interessante Lichter auf das geistige Verhältnis Heines zu Goethe wirft, aber wegen seiner Unfähigkeit in guter Gesellschaft nicht wiedergegeben ist, erzielten die hohe Summe von 355 Mk.; drei Briefe Friedrich v. Schillers, Charlotte und Ernst von Schillers brachten 85 Mark; 13 Briefe und Rechnungen Charlotte von Schillers 205 Mk.; vier Briefe Wolff. v. Goethes 220 Mk.; ein Gedicht Uhlands 41 Mk.; ein Brief Friz Reuters 26 Mk.; ein Brief L. Börnes 155 Mk.; ein Gedicht Heines 40 Mk. — Eine kurze Niederchrift Lessings wurde für mecht gehalten, ging daher für 6 Mk. weg. Von den zahlreich vorhandenen Komponisten wurden die Autographen von Richard Wagner (46 Mk.), Franz List, Anton Rubinstein und Robert Franz am höchsten bemerkt. — Eine eigenhändige Unterschrift des Fürsten Bismarck brachte 30 Mk., dagegen 24 Unterschriften deutscher Fürsten zusammen nur 8 Mk. — Anwesend waren die bedeutendsten Frankfurter, Berliner, Dresdener Autographenhändler; die meisten Nummern gingen indessen an Hamburger Privatsammler über. Ein feinsten Ziffer Zug in der Bewertung war nicht zu verkennen. — Die Nutzenanwendung für unsere Leser: Man jeche erst gründlich alle Briefschaften durch, ehe man sie vernichtet. M. Kirmis.

Verlorenes Gold. Zum Goldschnitt und zum Verzieren seiner Einbände braucht man Goldblatt; unedelte Schmuckfaden werden vergolbt; der Photograph verwendet zum Entwickeln der Photographischen Goldlösungen; all dieses und vieles andere technisch verwendete Gold geht verloren. Und welchen Wert hat es? Allein für Deutschland Jahr für Jahr etwa 13,5 Mill. Mark!

Hausmusik.



Kraus als Mag.



Kraus als Tannhäuser.



Kraus als Lohengrin.

Nach photographischen Aufnahmen von Schaarwächter in Berlin.

Ernst Kraus.

Auch der Tenorriese Ernst Kraus gehört, wie so mancher andere von den modernen Bühnensängern, die zu europäischem Ruf gelangten, zu den Kindern Bayreuths: er ward dort groß, dort ging seine Sonne auf, dort trat er in den Brennpunkt eines Kunstwerkes, auf das die Augen der gesamten musikalischen Welt gerichtet waren. Die Festspiele der letzten Jahre haben seinen Ruhm besiegelt. Ernst Kraus ist einer der stimmungswaltigsten Sänger unserer Zeit, die Musikdramen Wagners bezeichnen die eigentliche Domäne seiner Kunst: hier, wo Größe der Mittel, Wucht des Ausdrucks und nicht selten auch der ritterlich heroische Glanz der Persönlichkeit die ausschlaggebenden Bedingungen des künstlerischen Wirkens und Schaffens sind, fand Ernst Kraus auch alle Vorbedingungen, seine künstlerische Eigenart zur Geltung zu bringen: Vor allem, den heldenhaften Charakter seiner Erscheinung und die strahlende Kraft seines Tenors ins Treffen zu führen. Der reckenhafte, echt germanische Zug der Wagnerschen Gestalten, die im eigentlichen Sinn des Wortes schöne und starke Menschen sind, ist auch Ernst Kraus, dem stämmigen, kernigen Sohn des Bayernlandes, eigentümlich. Die Natur hat ihn überhäuft mit Gaben, an ihm mit ihren kostbarsten Gnadengeschenken nicht gekauert. Er ist eine Bühnenerscheinung imposanterer Art, sein Antlitz ist geprägt in den Linien eines reinen germanischen Typus; ein germanischer Kopf von seltener Echtheit. Die Linienführung dieser Gesichtszüge erinnert lebhaft

an jene Köpfe, die sich auf den Bildern unserer alten deutschen Meister finden: herbe, streng, charaktervoll und doch weich. Die Stimmittel des Künstlers gipfeln in einer leuchtend heldenhaften Höhe, die, der unglaublichsten Kraftschwellung fähig, sich in Tönen entlädt, kernig, fest und gesund, auf denen es, wie von Reslegern auf poliertem Stahlpanzer spielt; dazu eine weiche Fülle, ein

Poesie, das Menschliche, das uns auch in den Fehlern und Schwächen noch lieb bleibt, tritt in seinen Leistungen, bald mehr bald weniger, in den Hintergrund. Er ist ein Künstler der Kraft, des Überflusses; er läßt seine Tonsonnen aufflammen, des Lichtes, des strahlenden Glanzes, nicht der Wärme wegen. Wie schon erwähnt, ist Kraus ein Bayer: er wurde am 8. Juni 1863 zu Erlangen geboren, seine Studien

trieb er in München und in Italien. Nach Deutschland zurückgekehrt, machte er schnell seinen Weg: schon von Mannheim aus, wo er als Opernsänger wirkte, verbreitete sich der Ruf seiner phänomenalen Tenorstimme; alle Welt war gespannt diese Wunderstimme zu hören, ihren Träger zu sehen. So erklärten sich denn auch die ausgedehnten Kunstreisen, die der Sänger unternahm, die ihn natürlich auch nach Amerika führten, wo ihm Triumphe erblihten. Ernst Kraus wirkt seit einigen Jahren an der Königl. Hofoper in Berlin, wo sich ihm ein glänzender Wirkungskreis erschloß. Wie groß übrigens die Beliebtheit des Künstlers auch in breiteren Schichten des Publikums ist, möge zum Schluß eine lustige Geschichte illustrieren. Unter den glänzenden Weihnachtsgaben, die in dem Heim des Künstlers sich zu sammeln pflegen, fand seine Gattin einmal auch einen der feinsten Martinsvögel, die man nicht nur



Kraus als Siegmund.



Kraus als Walther Stolzing.

Nach photographischen Aufnahmen von Tillmann-Matte in Mannheim.

piano, das auch im leisesten und zartesten Tonspinnen noch tragkräftig und tonklar bleibt. Kraus wirkt in erster Linie durch diesen doppelten Pomp von Stimme und Erscheinung. Das Letzte und Feinste des Künstlers: die lebendige Seele, der flutende Strom des Gefühls, der warme Abglanz von

in Berlin zu schätzen weiß, zusammen mit einem Gedicht, das mit den klassischen Versen begann:

Zur Erweiterung Deines Manns
Schick' ich Dir 'ne fette Gans ...

Ernst Kraus behauptet, daß ihm gerade dieses Geschenk mehr Freude gemacht hat, als mancher kostbare Lorbeerfranz.

Bücherschau.

Franz Liszts Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Herausgegeben von La Mara. 6. und 7. Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Die beiden Bände zur Ausgabe gelangten Briefbände — in denen La Mara wieder ihrer rührenden Pietät für den einzigen Meister, ihrer peinlichen Sorgfalt in der Gloffierung des Textes und ihrem erstaunlichen Fleiß ein rühmliches Denkmal setzt — diese beiden neuen Bände der Lisztbriefe und der Lisztliteratur umfassen fast 25 Jahre schriftlichen Gedankenaustausches mit jener ausgewählten Frau, die im Leben des Künstlers eine so außerordentliche Rolle zu spielen vom Schicksal auszuweisen war. Die Briefe — französisch geschrieben — umspannen den Zeitraum von 1862—86, dem Todesjahr Liszts; in diesen bedeutungsvollen Abschnitt seines Lebens fallen nicht nur mehrere seiner schönsten Werke, wie die heilige Elisabeth, große Ereignisse auf dem Gebiet der modernen Musik, sondern auch die schwersten seelischen Kämpfe, das heftigste innere Ringen und jene entscheidende Wendung, die Liszt als Abbé in den Schoß des Franziskanerordens führte und so dem schmerzlichen Roman seiner Liebe zur Fürstin wenigstens nach außen hin ein Ende setzte. In ihrem sehr lehrreichen Vorworte skizziert La Mara kurz die Geschichte dieser tragischen Liebe — tragisch insofern, als die naturwidrige Lösung der viel verschlungenen Angelegenheit, die Entfaltung Liszts und der Fürstin sich an beiden auf das schwerste gerächt hat: an der Fürstin, indem sie, in theologischen und kirchenpolitischen Spekulationen verponnen, die Fühlung mit Welt und Menschen verlor, ein Traunleben lebte; für Liszt, indem sie ihn zur Heimatlosigkeit eines Wanderlebens verurteilte, das seine Kraft zerplitterte und seine künstlerische Energie schädigte. Die Briefe selbst können nur die Sympathie und die Bewunderung für Liszt erhöhen und in immer weitere

Kreise tragen: der reine lautere Geist, der in ihnen lebt, das große edle Herz des herrlichen Künstlers, die Anmut seines Wesens und die Idealität seines Denkens und nicht zuletzt die Reflexe großer und kleiner zeitgeschichtlicher Ereignisse geben diesen Dokumenten ihren besonderen Reiz.

Aus dem Tonleben.

Mozarts Ohr. Eine interessante anatomische Studie über Mozarts Ohr hat unlängst Professor Dr. M. Holl in Graz in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien veröffentlicht. Das Mozart-Museum in Salzburg bewahrt ein Quarell, in welchem zwei (linke) Ohren dargestellt sind, unter dem einen steht geschrieben „Mozarts Ohr“, unter dem anderen „Ein gewöhnliches Ohr“. Man hat gute Gründe anzunehmen, daß diese Abbildung eine im wesentlichen treue Wiedergabe der äußeren Form des einen Mozartschen Ohres vorführt, und damit zeigt sich, daß dieses Ohr des unsterblichen Meisters sich von einem gewöhnlichen Ohr auffallend unterschied. Ob das gleiche auch mit dem anderen Ohr der Fall war, muß dahingestellt bleiben, es ist nicht gewiß, ja, auf Grund der Prüfung von vier Abbildungen Mozarts kommt Professor Holl zu dem Ergebnis, daß die eigentümliche Bildung der Ohrmuschel nur am linken Ohre sowohl Mozarts als seines Sohnes Wolfgang vorhanden war. Diese Abweichung bestand darin, daß das Ohr in der Gegend des äußeren Gehörganges und der Muschel (Concha) eine eigentümliche Modellierung aufweist, die in entwicklungsgeschichtlichen Vorgängen begründet ist und in der anatomischen Literatur als „fehlende Concha“ bezeichnet wird. Es handelt sich um keine Mißbildung, um keine niedere Entwicklung des Ohres, sondern um eine Varietätsbildung, eine individuelle Variation der Ohrmuschel, welche besondere Formeneigentümlichkeit, statt sie „fehlende Concha“ zu nennen, nach Professor Holls Vorschlag mit dem Namen „Mozartsches Ohr“ bezeichnet werden könnte.

Liszts Gedächtnis. Wie außerordentlich treu Liszts Gedächtnis in allen Dingen war, die mit seiner geliebten Musik zusammenhängen, wird durch folgende kleine Anekdote (aus den „Musikalischen Erinnerungen“ von Wilhelm Rühke) illustriert: Die Gutmütigkeit des Künstlers schuf diesem — namentlich in jüngeren Jahren — arge Belästigungen. So peinigte ihn einmal ein angehender Jünger des Apoll durch das monotone Abspielen eines leider langweiligen Stückes eigener Mache. Mit höflicher Gleichgültigkeit hörte Liszt zu und verabschiedete dann den „Komponisten“, wie er hoffte, für immer. Doch so leichtes Kaufen sollte der Meister nicht davon kommen. Nach 14 Tagen erschien derselbe Besucher wiederum bei ihm und klagte mit Thränen in den Augen, daß sein geliebtes Opus durch einen tödlichen Zufall in Flammen aufgegangen sei. Durch den

augenfeinsten Kummer des Quasi-Kollegen gerührt, sprach Liszt ihm Trost zu und bestellte ihn für den nächsten Morgen wieder zu sich. Der pünktlich angetretene Notenschreiber in Röten erhielt aus der Hand des Dieners die inzwischen von Liszt aus dem Gedächtnis niedergeschriebene verlorene Partitur zu seiner grenzenlosen Freude zurück. Der Schmerz Liszts, das Stück nicht wieder los werden zu können, wurde nun durch die Freude, dem gedächtniskranken Komponisten Hilfe gebracht zu haben, gemildert.

Kleiner Anzeiger.

Notenbeleuchtungs-Spiegel „Cäcilia“, D. R.-G.-M. Nr. 145131, teilt sich ein kleiner Apparat, der sehr geeignet erscheint, die teuren und zum Teil unbequemen Klavierlampen zu ersetzen. Er besteht aus einem Spiegel, der mit Hilfe eines Metallstreifens an jede gewöhnliche Tischlampe angehängt werden kann. Seine Vorteile bestehen in dem billigen Anschaffungspreise, in der gleichmäßig hellen Beleuchtung der Noten und dem Schutze der Augen. Zu beziehen ist der Notenbeleuchtungs-Spiegel durch die Musikalienhandlungen oder direkt vom Fabrikanten P. Wäggott, Berlin S., Alte Jakobstr. 30, der auch nähere Prospekte gratis und franco versendet.

Redaktionspost.

Opernfreund. Der historische Vorgänger Charpentiers, der in seiner vielbewunderten Oper „Luise“, die Kluge des Pariser Straßenlebens wirklich benutzt, ist Johann Georg Kaffner († 1868). Der humorige Symphoniker dieses Mannes, „les cris de Paris“, rühmt Spitta Lebenswürdigkeit, fröhliche Laune und Geist nach. „Die Orchesterlinge, zu welcher die voix confuses der Straßenhändler ihre Waren auskriechen, ist des besten Meisters würdig und die lustigste Musik, die man sich denken kann“.

M. B. A. Wir nennen Ihnen den Verlag von J. Zenger in Köln a. Rh., von C. M. Klemm in Leipzig; die Notenblätter können auf beiden Seiten beschrieben sein.

Antwort auf Frage 2 in Hausmusik Nr. 14. Das besagte Bild „Webers letzter Gedanke“ stellt den Komponisten am Klavier sitzend, in den Stuhl zurückgelehnt dar, im Hintergrunde Phantasiegestalten. Der Maler ist Ed. Hammann, Verleger S. Bulla, Paris. Gemeint ist der letzte musikalische Gedanke, der, im Bruchstück erhalten, von Moscheles und Reissiger als Musikstück bearbeitet wurde. (Näheres: „Berühmte Musiker“, S. Gehrmann: „C. M. v. Weber“ und Max v. Weber: „C. M. v. Weber, ein Lebensbild“.) Ferner gibt es ein weniger bekanntes Gemälde von De Meyer: „Webers letzter Augenblick“ (1856 zum Besten des Webermonuments in Dresden ausgeführt). Dies stellt den Meister höchstwahrscheinlich auf dem Sterbebette dar. In Wirklichkeit jedoch ist anzunehmen, daß Weber im Schlafe starb. G. S.-H.

In unserer Spielecke.

2. Zweifelhafte Scharade.

I.
Du bist enttäuscht, wenn Du zum Zuge gehst
Und hörst das Wort;
Vergebens schmäht Du, ziehst die Uhr
und stehst —

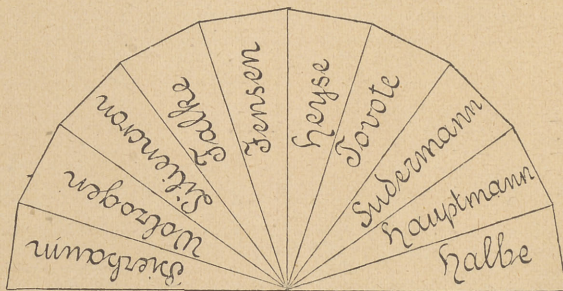
Der Zug ist fort.
Und hast Du einen Berg erklimmt,
Der Welt, was Du vermagst, gezeigt:
Das Wörtlein ist doch nachgekommen
Für den grab', der am höchsten steigt.

II.
Bei Hitze, Frost und fauren Pösten
Wünscht man die zweite ohn' Bedenken;
Man wünschte sie dem Heer im Osten,
Doch durfte Deutschland niemals lenken
Das Schiff zurück, eh' fest geschrieben
Das Wort, das es hinausgetrieben.
Das Ganze ist ein problematisches Ding,
Pandoras Büchse einst vielleicht entspringen;
Als Markstein der Erinnerung wird's zum Ring,
Der hier und dort im Leben sich geschlungen.
Und wenn es niemals tief zu Herzen ging,
Dem ward kein Lied zum Herzen je gesungen.
Noch manche Deutung hat das Wort auf Erden:
Die ew'ge Lösung wird nur eine werden.

3. Rätsel.

Vier Laute nennen einer Jungfrau Namen,
Der allbekannt aus eines Dichters Dramen.
Es that auch eines andern Dichters Mund
Der Liebe Lust, der Liebe Leid euch kund;
Und hätt' der Name nicht ein i zu wenig,
So führte ihn in alter Zeit ein König.

1. Problem: Der Fächer.



Auf einem Balle des Vereins Berliner Presse läßt sich eine bekannte Schauspielerin auf die Stäbe ihres Fächers von anwesenden Schriftstellern Autogramme schreiben. Je ein Buchstabe der betreffenden Namen kommt auf eines der den Fächer durchziehenden Bänder zu stehen. Die betreffenden Buchstaben ergeben den Namen der Besitzerin des Fächers. Welches sind diese Buchstaben und wie heißt die Künstlerin? F. S. H.

4. Kapselrätsel.

Zu suchen sind neun Wörter, die ohne Anfangs- und Endbuchstaben ebenfalls bekannte Wörter ergeben, wie z. B. a) Gamaliel, b) Amalie.

Die neun a-Wörter sollen bezeichnen:

1. Eine Göttin; 2. eine Stadt in Böhmen; 3. eine Farbe; 4. eine Pflanze; 5. eine Bezirkshauptmannschaft in Österreich; 6. einen

Wohlgeruch; 7. einen Befehl; 8. eine verwandtschaftliche Bezeichnung; 9. einen deutschen Dichter.

Die Anfangsbuchstaben der b-Wörter sind: 3 e, 1 i, 1 u, 4 r.

Wer die richtigen neun a-Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Namen einer viel genannten chinesischen Stadt ergeben.

(Die Auflösungen erfolgen in Nr. 20.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 16.

1. Schachaufgabe.

1. Se6—d4, Ke4×d4, A. 1. ..., Ke4—c5,
2. Df5—f7, beliebig, 2. Df5—e8†, bel.,
3. f2—f3, Dd5±. 3. f2—f3, Sf5±.
- B. 1. ..., Le7×d6, C. 1. ..., Sg6—f4,
2. Df5—e6†, bel., f8,
3. f2—f3, Dd5±. 2. Df5—e8† zc.

Auf alle anderen Gegenzüge von Schwarz erzwingt mindestens einer der beiden Damenzüge 2. Df5—e6† oder Df5—e8† im dritten Zuge matt.

2. Worträtsel.

Gall — Erie — Gallerie.

3. Kombinationsaufgabe.

Wer immer reicher will werden, ist nie reich;
Wer besser werden will, ist es und wird's zugleich.
(Friedrich Rückert.)